



3 | 2018
47. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg

LANDESDENKMALPFLEGE



Kugelbäume aus Beton vor dem Bibliotheks- und Hörsaalgebäude der Universität Mannheim.
Foto: Thomas Ott, Mühlthal.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDES DENKMALPFLEGE

3/2018 47. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. gefördert vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann

Redaktionsausschuss:

Dr. Andrea Bräuning, Dr. Dieter Büchner, Dr. Andreas Haasis-Berner, Dr. Dörthe Jakobs, Daniel Keller, Dr. Melanie Mertens, Dr. Claudia Mohn, Dr. Anne-Christin Schöne, Susann Seyfert, Dr. André Spatzier, Dr. Elisabeth Stephan

Produktion:

Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung: Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Bechtle, Esslingen
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 29 500



Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 153 Editorial
- 154 Eine kleine Überraschung
Die Dachinstandsetzung des Schlösschens „Sorgenfrei“ in Mauer
Nils Hücklekemkes/Andreas Stiene
- 159 Der Terrassenbau der Firma Junghans in Schramberg
Von der Uhrenfabrik zum Uhrenmuseum
Ulrike Roggenbuck-Azad
- 165 „Bücherkiste“
Das Bibliotheks- und Hörsaalgebäude der Universität Mannheim
Melanie Mertens
- 169 „ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut“
Das Gebäude Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd und sein jüdischer Kontext
Simon Paulus
- 174 „ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut“
Die Baugeschichte des Gebäudes Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd
Stefan King
- 180 „ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut“
Architekturoberfläche und Farbefunde am Gebäude Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd
Cornelia Stegmaier
- 184 „Expressiver Realismus“ im sakralen Raum
Wandmalereien von Wilhelm Geyer in Blaubeuren
Teresa Kolar
- 191 Endlich fast fertig
Zur Instandsetzung der Evangelischen Stadtkirche in der Schillerstadt Marbach
Karsten Preßler
- 200 Der Stille Bach
Benediktinische Wasserbewirtschaftung zwischen Schlier und Weingarten
Lutz Dietrich Herbst
- 206 Ausstellungen
- 207 Mitteilungen
- 211 Personalien

Bankverbindung:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
IBAN DE02 6005 0101 7495 5301 02
BIC SOLADEST600.

Verwendungszweck:

Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Wenn Sie eine Spendenbescheinigung wünschen, bitte Name und Anschrift angeben.

Dieser Ausgabe liegt das Veranstaltungsprogramm der Landesdenkmalpflege zum Tag des offenen Denkmals sowie eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

der anhaltende Bauboom in den Ballungsräumen des Landes und der Ausbau der Infrastruktur in der Fläche stellt die Landesdenkmalpflege vor große Herausforderungen. So gilt es, den gesetzlich vorgeschriebenen und gesellschaftlich gewünschten Schutz der Kulturdenkmale durchzusetzen, aber dennoch im jeweiligen Einzelfall Lösungen im Dialog mit allen Beteiligten zu finden. Dies kann nur eine personell gut ausgestattete Institution leisten. Seit Inkrafttreten der Organisationsreform der Landesdenkmalpflege zum 1. 1. 2015 wurde dies bei der Personalpolitik konsequent beachtet: Freiwerdende Stellen werden nachbesetzt und auch neue geschaffen, worüber wir regelmäßig in unserer Rubrik „Personalien“ im Nachrichtenblatt berichten. Einige grundlegende Personalentscheidungen waren bei der Planung des aktuellen Heftes noch nicht getroffen worden. Im Vorgriff auf die kommende Ausgabe darf ich Ihnen an dieser Stelle von den Nachbesetzungen in der Bau- und Kunstdenkmalpflege berichten. Nach der Pensionierung von Abteilungsleiter Prof. Michael Goer und Landeskonservator Dr. Johannes Wilhelm kurz hintereinander Ende 2016 bzw. im Frühjahr 2017, wurden zwei der drei Referatsleitungen in der Bau- und Kunstdenkmalpflege vakant. Nach kleineren Umstellungen innerhalb der Referatszuschnitte und -aufgabenfelder konnten diese Positionen ausgeschrieben und wiederbesetzt werden. Landeskonservatorin Dr. Ulrike Plate, die dankenswerterweise über ein Jahr kommissarisch nicht nur ihr Referat, sondern auch die beiden anderen leitete, steht nun der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege nebst der Denkmalförderung vor. Hauptkonservator Dr. Martin Hahn, bisher Fachgebietsleiter Inventarisierung und städtebauliche Denkmalpflege hat das Referat Inventarisierung der Bau- und Kunstdenkmalpflege übernommen. Hauptkonservatorin Dr. Claudia Mohn, zuvor Fachgebietsleiterin der Bauforschung, leitet nun das Referat Spezialgebiete Bau- und Kunstdenkmalpflege, in dem neben den Bauforschern und Spezialisten auch die Restauratoren der Bau- und Kunstdenkmalpflege versammelt sind. Hinzu treten zwei weitere Fachgebietsleitungen, die jeweils im Regierungsbezirk Tübingen und Stuttgart den regional agierenden Gebietsreferenten/innen vorstehen werden – Oberkonservatorin Ulrike Roggenbuck-Azad und Oberkonservator Dr. Karsten Pressler. Sie waren zuvor in Esslingen als Spezialistin für Bautechnik bzw. als Gebietsreferent tätig. Die Bau- und Kunstdenkmalpflege des Landes sollte damit für die zukünftigen Aufgaben bestens präpariert sein.



Zu den Aufgaben der Landesdenkmalpflege zählt auch die Ausrichtung des Tags des offenen Denkmals, quasi des Fixpunktes im Kalender. Traditionell findet er am zweiten Septembersonntag statt, und mittlerweile ebenso traditionell begeht die Baden-Württembergische Landesdenkmalpflege seine Eröffnung am Vorabend, der eine stimmungsvolle Nacht des offenen Denkmals folgt. Hier arbeiten wir sehr erfolgreich mit den Kommunen zusammen, die jeweils einen großen Teil dieser Veranstaltung organisatorisch und finanziell stemmen, wofür ich mich an dieser Stelle ausdrücklich bedanken möchte. Während die Eröffnungsfeier aus Platzgründen stets nur einem geladenen Kreis von Vertretern/innen aus Politik und Gesellschaft vorbehalten ist, richtet sich die Nacht des offenen Denkmals ebenso wie der Tag des offenen Denkmals an alle Interessierten.

Das Jahr 2018 ist, wie an dieser Stelle schon mehrfach angemerkt, Europäisches Kulturerbejahr, und sein Motto „Entdecken, was uns verbindet“ ist auch das des Tags des offenen Denkmals. Ich freue mich sehr, dass wir in der Stadt Freiburg eine Partnerin für die Eröffnungsveranstaltung und die Nacht des offenen Denkmals gefunden haben, die dieses Motto als grenznahe Universitätsstadt in idealer Weise verkörpert. Weit über die Landesgrenzen hinaus steht sie für Weltoffenheit, Toleranz und Völkerverständigung. Am Tag des offenen Denkmals können Sie in Freiburg wie im gesamten Bundesland Denkmale besichtigen, die Ihnen im Alltag oft verschlossen sind. Dazu lade ich Sie sehr herzlich ein! Entsprechende Hinweise finden Sie hier im Heft, bei dessen Lektüre ich Ihnen viel Vergnügen wünsche.

Prof. Dr. Claus Wolf
Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege



Eine kleine Überraschung

Die Dachinstandsetzung des Schlösschens „Sorgenfrei“ in Mauer

Am südwestlichen Rand der Gemeinde Mauer im Rhein-Neckar-Kreis liegt das Schlösschen „Sorgenfrei“, versteckt am Hang einer Geländekuppe. Carl Freiherr von Zyllnhardt hatte es 1788 als Lustschlösschen errichten lassen. Als Ortsunkundiger übersieht man leicht den schmalen, unbefestigten Weg, der zu diesem Bauwerk führt. Über das ehemals große Parkgelände ist nämlich mit den Jahren ein dichter Wald gewachsen. Im Dachwerk des Schlösschens wurden Feuchteschäden festgestellt. Die komplexe Dachkonstruktion des Kuppelbaus erforderte vor Maßnahmenbeginn eine detaillierte Bestandsaufnahme, wobei unerwartet viel Originalsubstanz festgestellt wurde. Diese weitestmöglich zu erhalten war das oberste Ziel.

Nils Hücklekemkes/Andreas Stiene

Bau- und Besitzgeschichte

Carl Friedrich Freiherr von Zyllnhardt wurde am 21. Juni 1744 geboren. Sein Vater Johann Friedrich, kurpfälzischer Hauptmann und Kommandant der Feste Dilsberg bei Neckargemünd, konnte durch Heirat mit Juliana Friederika Freiin von Bettendorf seinen Besitz in Schatthausen und Widern um Güter in Gauangelloch und Mauer erweitern. Carl von Zyllnhardt trat in den Militärdienst ein und diente in Hessen-Darmstadt, Heidelberg, Neuburg und schließlich in München. 1778 heiratete er Eleonore von Roman, die bereits im

1 Mauer, Schlösschen „Sorgenfrei“, Ansicht von Nordost.

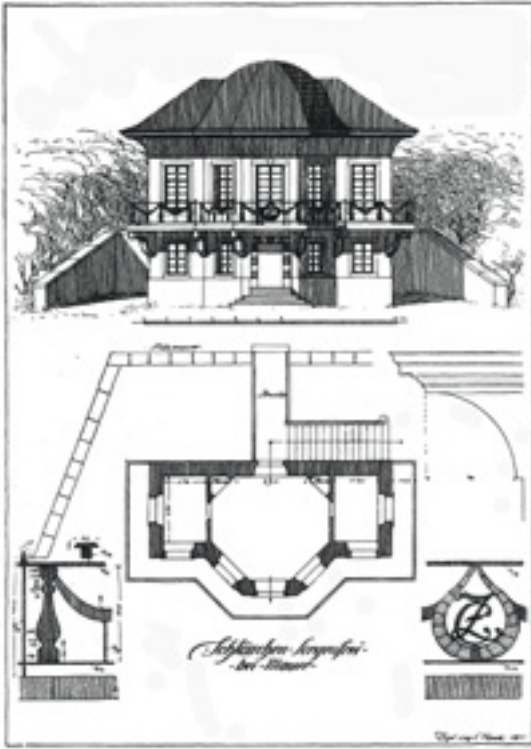


fünften Ehejahr verstarb und ihm einen Sohn hinterließ. Als Carl von Zyllnhardt 1787 bei einer Beförderung übergangen worden war, quittierte er den Militärdienst und zog sich zunächst für zwei Jahre auf sein Landgut in Mauer zurück. In diese Zeit fällt der Bau des Schlösschens „Sorgenfrei“ (Abb. 1). Dort verfasste er zahlreiche Publikationen zu den Themen Viehzucht, Tierarzneikunde, Obstbaumzucht sowie Forstwesen. Ab 1795 arbeitete er in Forstverwaltungen in Zweibrücken, später in Würzburg, bevor er 1805 schließlich als „Chef des Geheimen Central-Forst-Bureaus“ nach München berufen wurde. Bis zu seinem Tod am 23. Januar 1816 blieb er dort Leiter der Bayerischen General-Forst-Administration.

Carls prominenter Sohn, Carl Philipp von Zyllnhardt (1779–1828), war Leiter des Großherzoglich Badischen Hofgerichts Mannheim, dann Präsident des Justizministeriums und der Gesetzgebungskommission sowie Repräsentant der Ständeversammlung. Er hinterließ aus erster Ehe mit Sophie von Lichtenberg eine Tochter, Karoline von Zyllnhardt, die 1826 Karl Friedrich Göler von Ravensburg heiratete, wodurch Mauer und damit das Schlösschen „Sorgenfrei“ an die Göler von Ravensburg fiel. Bis heute befindet sich das Schlösschen im Eigentum der Familie.

Ausgangssituation

Der im Louis-Seize-Stil gestaltete zweigeschossige Pavillonbau ist mit einem dreiseitig umlaufenden Balkon versehen. Das weit auskragende Schweifdach und das Dach des vortretenden polygonalen



Risalits mit innenliegender Kuppel überschneiden sich, was eine sehr ungewöhnliche, komplexe Dachkonstruktion erfordert. Das Gebäude hat insgesamt nur sechs kleine Zimmer. Im Obergeschoss sind noch Teile der originalen Raumausstattung überliefert.

Das Erdgeschoss wurde ursprünglich zentral über eine Tür im Mittelrisalit erschlossen. Heute befinden sich der durch eine Treppe erhöhte Haupteingang an der Schmalseite des Gebäudes, sowie eine vermauerte ehemalige Tür auf der gegenüberliegenden Seite. Zwischen Erd- und Obergeschoss gibt es keine im Haus befindliche verbindende

Treppenanlage. Ursprünglich gelangte man über eine direkt an der Rückseite des Gebäudes angebaute einläufige gerade Treppe auf das Niveau der Beletage. Eine kleine Brücke führte über den Graben in das weitläufige, nun bewaldete Parkareal (Abb. 2). Heute ist eine geschwungene, einläufige Treppe bis auf Höhe des Parkniveaus angelegt und wird dort durch eine Brücke mit dem rückwärtigen Eingang verbunden. Dieser Bereich ist durch einen einfach gestalteten Vorbau geschützt.

Der Eingang in das Obergeschoss führt direkt in den überwölbten zentralen Raum mit dem polygonalen Abschluss der Schauseite zum Hof (Abb. 3). In den Ecken der hofabgewandten Seiten waren ursprünglich zwei offene Kamine verbaut. Ein Kamin wurde abgebrochen, ist aber noch in der Dachkonstruktion ersichtlich. Links und rechts des Zentralraumes schließt sich je ein kleines Zimmer mit einer stuckierten, mit Blumenornamenten verzierten Flachdecke an.

Der Balkon mit bauzeitlichem Metallgeländer wird über die axial liegende Balkontür des Mittelrisalits betreten. Das leichte mit farbigen Blechgirlanden gefasste Balkongeländer verläuft dreiseitig um das Gebäude. Zentral sind die mit einem Lorbeerkranz umrahmten Initialen des Erbauers „CZ“ für Carl von Zyllnhardt angebracht. Der Balkonsteg besteht aus massiven Sandsteinplatten, die auf starken Konsolen in den Ecken der abknickenden Gebäudegrundrissform liegen. Der beeindruckende weit auskragende Dachvorsprung überdeckt den Balkon und schützt etwas die großen bauzeitlichen Sprossenfenster.

2014 fand ein erster Besprechungstermin mit dem Landesamt für Denkmalpflege beim Schlösschen statt. Das mit Bitumenschindeln gedeckte, schlecht belüftete und kaum zugängliche Dach wies Un-

2 Darstellung des Schlosses im Inventarband Badens von 1911.

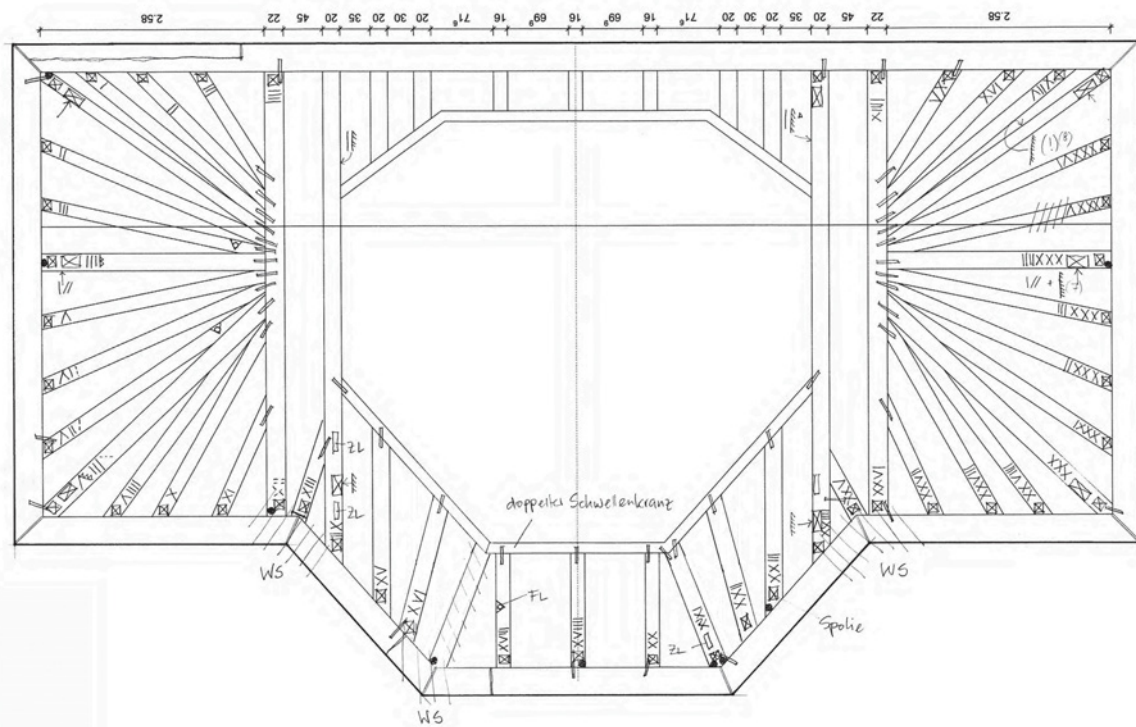


3 Der zentrale Hauptraum im Obergeschoss mit Innenkuppel.

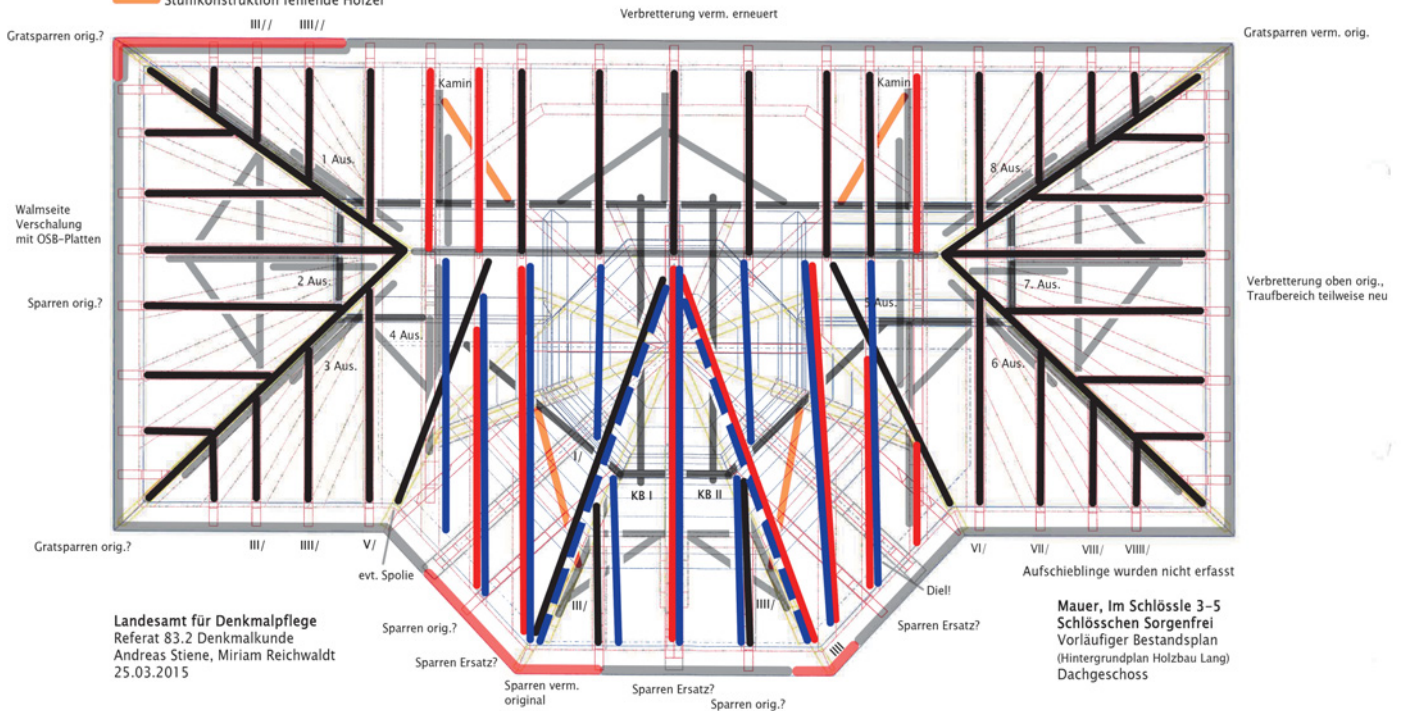
4 Schadensbild am Traufgesims.

5 Bestandspläne mit Abundziffern der Deckenbalkenlage und Kartierung des Originalbestandes der Dachhölzer.

dichtigkeiten auf, die sich bereits im Innenraum durch Feuchteschäden bemerkbar machten. Daher sollte das Dach wieder mit Schiefer nach Befundlage eingedeckt werden. Nachdem es jedoch abgedeckt und die Dachkonstruktion einsehbar war, kamen massive Schäden zum Vorschein (Abb. 4): Der kraftschlüssige Verbund der tragenden Holzkonstruktion war in vielen Bereichen nicht mehr gegeben, das weit auskragende Gesims war im Bereich des Risalits stark abgesackt. Wasser-



- Legende**
- Sparren original
 - Sparren Ersatz
 - Stuhlkonstruktion original
 - Stuhlkonstruktion fehlende Hölzer
 - Rähm
 - Lamellenbretter original
 - Lamellenbretter Ersatz (?)



Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.2 Denkmalkunde
Andreas Stiene, Miriam Reichwaldt
25.03.2015

Mauer, Im Schloßle 3-5
Schlosschen Sorgenfrei
Vorläufiger Bestandsplan
(Hintergrundplan Holzbaug Lang)
Dachgeschoss

schäden waren an Durchbrüchen, im Traufbereich an den Profilhölzern und im Kaminbereich zu finden. Angesichts dieses Zustands wurde die Frage einer Neuerrichtung der gesamten Dachkonstruktion aufgeworfen. Das weitere Vorgehen konnte nur auf Grundlage einer detaillierten Bestandsaufnahme festgelegt werden. Diese sollte grundsätzliche Fragen zum erhaltenswerten Originalbestand, zum Ausmaß der vorhandenen Wasserschäden und statischen Verformungen sowie zur erbaungszeitlichen Dachform klären.

Bestandsaufnahme und Maßnahmen

Die detaillierte Bestandsaufnahme führte der Fachbereich Bauforschung und Baudokumentation im Landesamt für Denkmalpflege durch (Abb. 5). Man kam zu dem überraschenden Ergebnis, dass die Dachkonstruktion zu etwa 90 Prozent im Originalzustand erhalten ist. Die Balken sind durchgehend mit Abbundziffern versehen. Eisenklammern, Schraubverbindungen und geschmiedete Nägel sind original, Balken und Bretter weisen Floßlöcher sowie Beil- und Sägespuren auf. Selbst der an einer Verbretterung aufgebrachte Verputz mit Farbschichten an der Hohlkehle des Gesimses ist erbaungszeitlich. Insgesamt bestätigte sich also der Verdacht, dass die durch historische Brett lamellen vorgegebene ungewöhnliche Dachform original ist. Somit war eine Neuerrichtung des Dachwerks mit einer veränderten Dachform über der Kuppel des polygonalen Mittelteils ausgeschlossen und eine statische Sicherung und Reparatur nur unter möglichst umfänglichem Substanzerhalt vorstellbar.

Zur Dachkonstruktion im Besonderen

Die Grundform des Daches ist ein Satteldach mit Vollwalm. Der im Grundriss hervorgehobene polygonale Mittelrisalit wurde in der Dachform nochmals durch eine bogenförmige Spantenkonstruktion überhöht ausgeführt. Dadurch erhält das Dach seine eigenwillige Form. Im Inneren des Dachwerkes verbirgt sich die hölzerne Kuppelkonstruktion, die aber in der Höhenentwicklung unterhalb der liegenden Dachstuhlkonstruktion bleibt (Abb. 6).

Das weit auskragende Traufgesims mit dem groß dimensionierten Traufbalken sowie die Auflast durch die Fußpunkte der Sparren und Spanten verursachen ein statisch relevantes großes Kippmoment. Die ausgeführte Hohlkehle mit den in das Mauerwerk eingelassenen Knaggen sollten diese Kräfte auffangen. Dies konnte jedoch nur zum Teil gewährleistet werden. Im Bereich des Mittelrisalites waren die Stichbalken der Deckenbalkenlage mit der zentralen Kuppelkonstruktion

aber weiterhin mit einem stärkeren Kippmoment versehen, sodass die Kuppel leicht angehoben wurde. Mittels bauzeitlichen Verschraubungen und Verklammerungen wurde versucht, dies zu kompensieren. Insgesamt waren die erforderlichen Rückverankerungen zu schwach dimensioniert.

Interessant waren Befunde an den Brettern der Dachschalung, der Kuppelverschalung sowie der Schalung der Hohlkehle. Die doppelagige Spantenkonstruktion aus Bohlen weist ebenso wie die einfachen Bretterschalungen viele 3 bis 4 cm starke Bohrungen auf. Häufig sind diese paarweise im Abstand von ca. 20 bis 25 cm angeordnet. Die an wenigen Stellen vorgefundenen Einkerbungen zeugen, wie auch die an anderen Vollhölzern angebrachten großen Kerben mit diagonalen Bohrungen, von der Einbindung als Floßholz. Bretter und Bohlen wurden auf den Flößen als Auflast transportiert oder als reines Bretterfloß zusammengestellt.

6 Dachraum mit liegender Stuhlkonstruktion und innenliegender Holzkuppel vor der Sanierung.

7 Eckverbindung der Rähm auf Kehlbalkenlage, durch Metallverbindungen und Zugstangen verstärkt.





8 Rückseitige Ansicht von Schieferdeckung, neuem Kaminaufbau und überdachtem Eingang zur Beletage.

Zwar wurden bei der Herstellung des Bitumendaches kleine Lüftungshauben aus Kunststoff eingebaut, diese waren jedoch in der Anzahl für eine ausreichende Belüftung zu gering bemessen. Dies zeigte sich an den Feuchteschäden im Dachraum. Das Landesamt für Denkmalpflege beauftragte ein Ingenieurbüro aus München mit der Ausarbeitung eines Konzeptes zur Umsetzung der denkmalpflegerischen Zielsetzung, das schließlich auch zur Ausführung kam. Das Büro entwickelte eine additive Verstärkung der Dachkonstruktion im Bereich der Knotenpunkte mittels Metallverstärkungen und Zugstangen, aufgeschraubter Furnierschichtholzplatten und Auffütterungen. Auf diese Weise konnte die historische Dachstuhlkonstruktion erhalten werden. Da keine Rückverformung des abgesackten Gesimses vorgenommen werden musste, konnten in diesem Bereich die originalen Putz- und Farbschichten erhalten werden.

Sanierungsmaßnahmen im Einzelnen

Die beschädigten Hölzer der Mauerlatten, des Deckenbalkens und des liegenden Ständers im Bereich des ehemaligen zweiten Kamins wurden mit querschnittsgleichen Neuhölzern ersetzt. Auch die geschädigten Enden der Deckenbalken an anderer Stelle wurden nicht mit langen Blattstößen ergänzend verlängert. Um die zu ersetzenden Längen so kurz wie möglich zu halten, wurden die Hölzer stattdessen mit eingesetzten Schlitzblechen stumpf gestoßen. In der gleichen Weise wurde auch bei dem oberen Traufgesimsholz verfahren. Das nach unten gekippte Gesims im Bereich des Mittelrisalites wurde nicht zurückverformt. Das bedeutete zuerst, dass die gelösten Holzverbindungen und aufgetretenen Abstände zwischen Balkenlagen ausgekeilt werden mussten. Die ergänzenden statischen Verstärkungen beschränkten sich aber auf den Bereich des Mittelrisalites. Auf der Ebene der Deckenbalkenlage werden die Lasten nun ausschließlich in die Gratstiche eingeleitet. Dazu wurde der Schwellenkranz der Kuppelkonstruktion in den Knotenpunkten mit Stahltei-

len und lastverteilenden Furnierschichtholzplatten verstärkt. Das Traufgesims an der Stirn des Mittelrisalites wurde mit Vollgewindeschrauben an die Stichbalken zusätzlich befestigt.

Die Gratspanten über den Gratstichen wurden durch Furnierholzflächen zusätzlich vollflächig und damit als schubfestes Dreieck ausgeführt. So können die auftretenden Vertikallasten in das Mauerwerk eingeleitet und weitere Verformungen der Kuppelkonstruktion vermieden werden. Die zusätzlichen Spanten, die dem Dach die Form geben, wurden mit aufgedoppelten Furnierplatten verstärkt.

Um die Horizontalkräfte kontrolliert aufnehmen zu können, wurde in der höherliegenden Kehlbalkebene eine Zugstangenkonstruktion im Rähmkranz eingebaut (Abb. 7) zur Rückverankerung der liegenden Ständer des Mittelrisalites in die seitlichen Binderachsen. Mit diesem Kunstgriff wurde eine additiv verstärkende Holz- oder Stahlkonstruktion bzw. der völlig anders geartete Neubau des Daches über dem Mittelrisalit vermieden. Die Ebene der Dachhaut wurde mit einer Verbretterung neu verschalt und mit einer dampfdiffusionsoffenen Folie gegen eventuell eindringendes Wasser geschützt. Die Dachdeckung wurde mit einer wie schon in der Erbauungszeit vorhandenen Schieferdeckung ausgeführt (Abb. 8). Insgesamt kann zwar von einer im Entscheidungsprozess länger andauernden Findungsphase gesprochen werden, doch war dies dem Bauwerk und seiner Besonderheit angemessen.

Die Maßnahmen wurden mit Mitteln des Landes sowie der Denkmalstiftung Baden-Württemberg gefördert.

Trotz der schon erfolgten Arbeiten ist die Sanierung dieses Kleinods noch nicht abgeschlossen. Im nächsten Schritt steht die Behebung der Feuchteschäden an der Raumschale an. Die bauzeitlichen Türen und Fenster, darunter noch äußerst seltene Schiebefenster, sollen repariert werden. Zusätzlich ist geplant, die von Rost angegriffenen Balkongeländer zu restaurieren.

Praktischer Hinweis

Das Schlösschen ist vermietet und der Öffentlichkeit leider nicht zugänglich.

Nils Hücklekemkes

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Karlsruhe

Andreas Stiene

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstszitz Esslingen

Glossar

Gratstich

einseitig aufgelegter Balken, der an einem Ende mit einem Decken- oder Wechselbalken sowie mit dem Gratsparrenfuß verbunden ist.

Kippmoment

Drehwirkung einer Kraft, die auf einen unbefestigten Körper aufgebracht werden muss, um diesen zu kippen.

Knagge

vorkragendes Auflager, das den Winkel zwischen Trägerholz und aufzunehmendem Holz ausfüllt.

Rähm

horizontales, den Quer- oder Längsbund oben begrenzendes Holz, auf dem die Decken-, Dach-, Kehl- oder Stichbalken aufliegen.

Der Terrassenbau der Firma Junghans in Schramberg Von der Uhrenfabrik zum Uhrenmuseum

Im Jahr 1861 gründete Erhard Junghans mit seinem finanzstarken Schwager in Schramberg die „Uhrenbestandteilefabrik Zeller und Junghans“. Das erfolgreiche Unternehmen entwickelte sich rasch und musste bereits 1870 um neue Gebäude erweitert werden. Diese sind noch der Bautradition des 19. Jahrhunderts verhaftet und zeigen sich als ziegelsichtige Architektur. Der weltweite Firmenruf, für den Arthur und Erhard Junghans, die Söhne des Firmengründers, den Grundstein legten, hatte zur Folge, dass kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs eine erneute bauliche Erweiterung der Firma notwendig wurde. Architektonisch herausragend ist der 1918 nach Plänen des Architekten Philipp Jakob Manz fertiggestellte Baukomplex, der so genannte Terrassenbau (Abb. 1). Mit seinem nach Osten vorgestellten Verwaltungsgebäude unterscheidet er sich nicht nur formal von den älteren Firmengebäuden. Er ist in jeder Hinsicht ein modernes und innovatives Fertigungsgebäude, das trotz topografisch schwieriger Baugrundstücke Bauaufgabe, Architektur, Ingenieurbau und Haustechnik auf dem Stand der Zeit vereint und mit dem vorgelagerten Hauptgebäude optimierte Verwaltungs- und Produktionsabläufe zulässt.

Ulrike Roggenbuck-Azad

Umnutzungen stellen in der Denkmalpflege nach Verlust der bauzeitlichen Nutzung, Leerständen und Zwischennutzungen häufig die einzige Möglichkeit dar, Kulturdenkmale für nachfolgende Generationen in Substanz zu überliefern. Durch die neuen Funktionen werden in aller Regel bauliche Anpassungsmaßnahmen notwendig. Um trotz die-

ser Veränderungen ursprüngliche Zweckbestimmungen erkennbar zu erhalten, müssen vielfältige Aspekte frühzeitig bedacht und in eine denkmalfreundliche Planung einbezogen werden. Dies gelang dank den am Bau Beteiligten in besonderer Weise für den Terrassenbau der Firma Junghans, der von 2016 bis 2018 zum Uhren-



1 Der Terrassenbau ist in seiner ganzen Größe nur von erhöhtem Standort oder aus dem vorgelagerten Hauptgebäude zu sehen.



2 Das Baustellenfoto von 1917 zeigt von Süden das in Teilen bereits erstellte Gebäude.

museum umgenutzt wurde. Die Größe des Bauwerkes sowie sein Standort am Stadtrand in einem Gewerbegebiet stellten schon zuvor bei den Nutzungsüberlegungen für den Bauherren eine erhebliche Hürde dar, muss doch nach Fertigstellung auch ein dauerhafter und wirtschaftlicher Betrieb des Kulturdenkmals möglich sein. Auch waren bauordnungsrechtliche Forderungen wie Brandschutz, Barrierefreiheit oder auch Fragen der energetischen Effizienz im Gebäudebetrieb und verantwortungsvoller Umgang mit schadstoffbelasteten Bauteilen zu erfüllen. Dass der Erfolg dieser Baumaßnahme, die auf den Fortbestand des Kulturdenkmals und auf eine Museumsnutzung ausgerichtet ist, wesentlich vom Wirken und den Überzeugungen des Denkmaleigentümers abhängt, kann an dieser Stelle nicht deutlich genug betont werden.

„Junghans ist Schramberg und Schramberg ist Junghans“

So heißt es auf der Homepage der Firma Junghans (aufgerufen am 4. 5. 2018) und besser könnte man kaum die Motivation umreißen, mit der sich die nach dem Straucheln des Egana-Goldpfeil-Konzerns verbliebenen Geschäftsführer und die Spitze

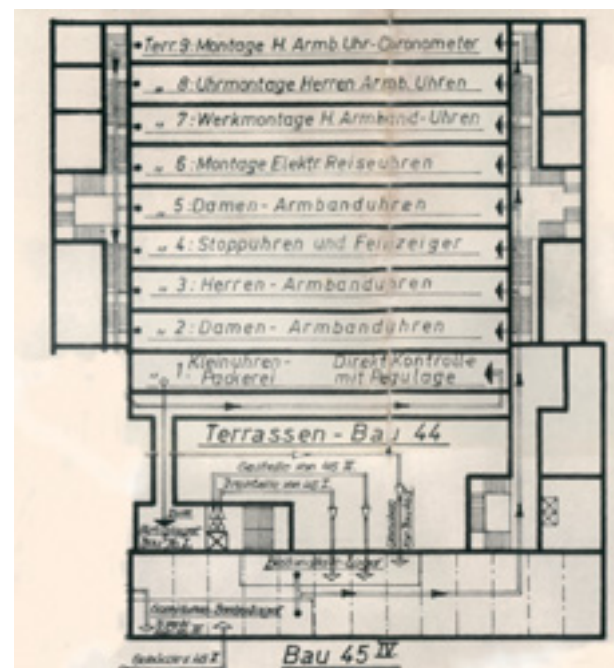
3 Die neun Terrassen sind 42 m lang und erstrecken sich über 21 Höhenmeter.

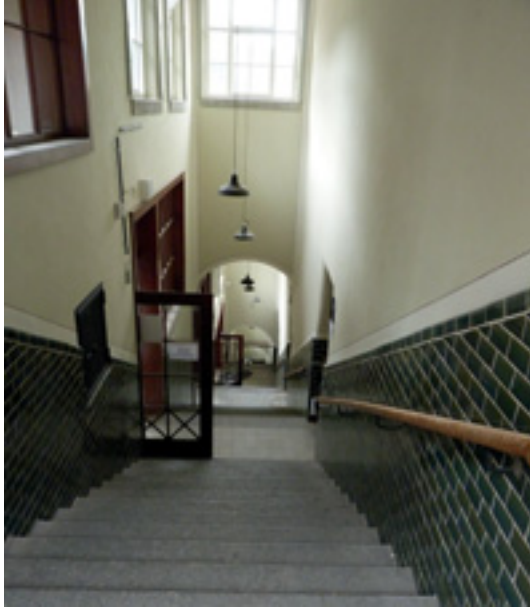
4 Ausschnitt aus einem Grundrissplan von 1960.



der Stadt auf die Suche nach einem Investor begaben, um das Traditionsunternehmen in und für Schramberg zu erhalten und neu auszurichten. Dieses Bemühen war erfolgreich, und so gingen die Firma 2009 und die Firmengebäude 2012 in das Eigentum von Dr. Hans-Jochen Steim und seines Sohnes Hannes Steim über. Mit der Schramberger Familie Steim, Nachfahren von Hugo Kern, einem Fabrikanten für Zugfedern und Zulieferer für Junghans und die Schwarzwälder Uhrenindustrie, waren gute Voraussetzungen gegeben, „Junghans“ aus Tradition eine Zukunft zu eröffnen. Ausgenommen aus der Firmennutzung war zum damaligen Zeitpunkt bereits der Terrassenbau. Seine unteren Terrassen wurden etwa 1990 als Lager und Lehrwerkstätten aufgegeben; in der Folge scheiterten alle Versuche, diesen Baukomplex einer nachhaltigen Nutzung in einem Mischgebiet zuzuführen.

Es ist ein glücklicher Umstand für die Denkmalpflege, dass Hans-Jochen Steim eine umfangreiche Uhrensammlung erwarb, die im Terrassenbau eine neue Heimat finden sollte. Dieser Nutzungsüberlegung folgte der intensive Austausch des Bauherren mit Planern und Behörden über die Umsetzungsmöglichkeiten und die notwendigen Projektschritte. Die frühzeitige Darlegung denkmalfachlicher und bauordnungsrechtlicher Belange und Planungsziele erwies sich während des Projektes als verlässliche und belastbare Gesprächs-, Planungs- und Umsetzungsgrundlage. Dies schloss die Erarbeitung von Planungsgrundlagen zu Projektbeginn ein, wie Raumbuch, Brandschutz oder bauphysikalisches Gutachten. Hierbei wurden konservatorische Zielsetzungen berücksichtigt. Die Planungsgrundlagen trugen wesentlich dazu bei, dass die zu Beginn ermittelten Baukosten eingehalten werden konnten. Der gute Verlauf des Bauvorhabens kann als Beleg für die Angemessenheit denkmalfachlicher Forderungen nach Voruntersuchungen im Sinne von Vorprojekten gesehen werden. Sie helfen, den Bestand zu erfassen und





5 Die Treppenträume überwinden 21,5 Höhenmeter. Ihre lineare Anordnung ermöglicht es, die enormen Dimensionen des Bauwerkes zu erfassen.

6 Die Treppenstufen sind aus Kunstwerkstein gefertigt, die Wände sind im unteren Bereich gefliest. Die offenen Geländerfelder wurden aus Sicherheitsgründen mit Glasplatten geschlossen.

in einer Gesamtbetrachtung zu bewerten. Diese Vorprojekte sind keine Kür, sondern grundlegende Voraussetzung.

Der Terrassenbau

Die terrassierten Fertigungsräume und Kopfbauten wurden aus Schotterbeton, in Teilen als Skelettbau aus Eisenbeton mit Gefachen aus Mauerwerk errichtet (Abb. 2). Das Bauwerk ist gegen den Hang gesetzt und wird im Osten zum größten Teil durch den zeitgleichen Verwaltungsbau verdeckt. So können seine neun Fertigungsebenen nur von einem erhöhten Standort oder aus dem Verwaltungsbau heraus eingesehen werden.

Talwärts, Richtung Osten, öffnen sich die terrassierten, atelierartigen Ebenen, die für die Uhrenfertigung vorgesehen waren. Ihr Erscheinungsbild wird über eine Länge von circa 42 m von durchgehenden Fensterfronten und den knappen Dachüberständen der Flachdächer bestimmt. Eine Gliederung erfahren die Fassaden über jeweils 14 Pfeiler, die einen ungeteilten Sturz tragen, auf dem die betonierte Rippen der Flachdachkonstruktion aufliegen (Abb. 3; 4).

Zwei Spangen mit mehreren Kopfbauten fassen im Norden und Süden die terrassierten Produktionsebenen ein. Die Kopfbauten schließen östlich an das vorgelagerte Hauptgebäude an. Sie übernehmen unterschiedliche Funktionen, die unter anderem den Fertigungsprozessen zugeordnet sind. Während die nördlichen Kopfbauten die sanitären Einrichtungen für die Arbeiterinnen und Arbeiter aufnahmen, waren die südlichen für Lagerzwecke und Bürotätigkeiten vorgesehen.

Schon zur Bauzeit stellte die Erschließung des Bauwerkes eine große Herausforderung dar. Philipp Jakob Manz sah für die interne Erschließung zwei sich über 21,5 Höhenmeter erstreckende Treppenhäuser vor, die er jeweils zwischen die Kopfbauten und die Terrassen schob. Beide überlieferte Treppenträume ermöglichen optimale Wegebeziehungen und vertikale Blickbezüge (Abb. 5), die

auch zukünftig die enorme Dimension des Bauwerkes veranschaulichen. Zugleich zeigen sie, mit welcher Kreativität Manz die Bauaufgabe in dieser extrem steilen und schwierigen topografischen Situation umsetzte, ohne funktionale Abläufe außer Acht zu lassen. Die nördliche Treppenanlage für die Arbeiter (Abb. 6) schließt an das zentrale Treppenhaus des Verwaltungsbaus an. Dieses führte zum Haupteingang auf unterstem Geländeneiveau. Zugleich nahm es auch Zwischenpodeste auf, die als Übergang zu den Kopfbauten mit den sanitären Einrichtungen dienten.

Das südliche Treppenhaus war der Direktion, den Ingenieuren und den Prokuristen vorbehalten. Es schloss über einen Verbindungsgang an die Räumlichkeiten der Firmenverwaltung im Vordergebäude an.

Dank der schwierigen topografischen Situation des Baugeländes und der begrenzten Zugänglichkeit und Teilbarkeit des denkmalgeschützten Baubestandes hat sich der Terrassenbau beinahe vollständig ohne Zwischennutzungen durch Dritte erhalten. Dies ermöglichte und erforderte zugleich eine Konzeption, die sich nicht nur mit baulichen und konstruktiven Strukturen befasste, sondern auch die verbliebene Haustechnik erfasste und einbezog.

So spielen auch die südlichen Kopfbauten (Abb. 7) in der Neukonzeption für das Museum eine wichtige Rolle. Sie sind nicht nur Teil der zukünftigen Ausstellungsräume, über sie wird vor allem der neue Gebäudezugang und die barrierefreie Erschließung des Museums ermöglicht. Menschen mit und ohne Behinderung können über eine auf Schienen schräg verlaufende Kabinenbahn an der Südfassade alle öffentlich zugänglichen Räumlichkeiten erreichen. Diese bauliche Zutat hatte die wenigen Substanzeingriffe zur Folge, die sich dem Besucher als neue Türen zeigen, wenn er sich dem Museumszugang am Fuße der südlichen Kopfbauten nähert. Der Entscheidung, die Durchbrüche für die Erschließung zuzulassen, liegt ein klassischer konservatorischer Kompromiss zugrunde. Er berücksichtigt, dass der Erhalt eines Kultur-

denkmals wesentlich von seiner Nutzung abhängt. Diese wäre im Falle des Terrassenbaus ohne zusätzliche Erschließung über einen Aufzug nicht gegeben und im Gebäudeinneren keinesfalls denkmalverträglich zu integrieren gewesen.

Auf einen Umbau der Sanitärbereiche wurde verzichtet, wodurch die Abortanlagen, üblicherweise gering geschätzt, unverändert als haustechnisches Zeugnis erhalten bleiben können. Die Aufbereitung ausgesuchter Bereiche, im Rahmen eines musealen Konzeptes zur Erläuterung der Architektur und seiner Funktionen, wird erst in einem weiteren Schritt erfolgen.

Innovative Bautechnik zur Bauzeit

Über Kernbohrungen und die Auswertung von Archivalien konnte ermittelt werden, dass die Rückwände ohne Trennschicht oder Isolierung gegen den anstehenden Fels betoniert wurden. Eine zweckmäßige und hinreichende Dichtigkeit wurde offenbar über die Bauteilstärken von circa 60 cm erreicht. Decken wurden als Betonrippen ausgeführt, die quer zum Baukörper spannen, die Dachkonstruktion ist mit einer minimalen Isolierung in Form einer Unterdecke aus Holz, Schilfmatten und Putz ausgestattet. Die Decken verlaufen mit Gegengefälle gegen die höher liegenden Ebenen und entwässern über Regenrohre, die im Gebäudeinneren geführt sind (Abb. 9).

Etwa 10 cm starke Bodenplatten wurden mit Teerkleber gegen aufsteigende Feuchtigkeit abgedichtet, in den das Parkett verlegt wurde. Gegen Wärmeverluste hingegen waren keine baulichen Maßnahmen vorgesehen.

Teil der bestehenden Anlage ist ein Heizungs- und Lüftungssystem der Bauzeit. Grundsätzlich erfolgte die Lüftung der Räume über die Fenster. Die Be-

heizung im Winter wurde über ein Kanalsystem sichergestellt. Aus der Heizzentrale auf der untersten Terrasse leitete man vorgewärmte Luft über ein doppeltes Rohrsystem von Süden und Norden in die Fertigungsebenen. Im Sommer diente dieses System, das an einen großen Unterflurschacht in der Mittelachse des Hauses angeschlossen war und in einer Dachlaterne auf Ebene 9 endete, zur Lüftung der Fabrik. Über das Rohrsystem konnte ein Unterdruck im Bauwerk erzeugt werden, der den Abfluss der verbrauchten und warmen Luft über den turmartigen Aufsatz auf dem Dach sicherstellte. Die Undichtigkeit des Bauwerks und seiner Fenster wurde dabei genutzt, um frische und kühle Luft nachströmen zu lassen.

Denkmalfachliches Ziel war es, diese bautechnischen Besonderheiten trotz der anstehenden Modernisierung zu erhalten und mit der neuen Haustechnik in Verbindung zu bringen. Dies setzte bei allen Beteiligten ein hohes Maß an Bereitschaft voraus, sich am Denkmalwert auszurichten und die aus Neubaustandards abgeleiteten technischen Anforderungen zu reduzieren, ohne die angestrebte Nutzung in Frage zu stellen. Eine bauphysikalische Bestandserhebung und Bewertung der Gebäudehülle stützte die Haltung der Denkmalpflege. Denn es wurde deutlich, dass jede Veränderung an der Hülle umfängliche bauliche Maßnahmen am Gesamten nach sich ziehen würde, um den Bestand wieder in ein bauphysikalisches, wärme- und feuchtetechnisches Gleichgewicht zu bringen. In der Folge wurden bauliche Nachteile durch Haustechnik ausgeglichen. So sorgt die neue Heizungsanlage unter Verwendung der alten Trassen im Sommer für hinreichende Temperierung der Räume und ist im Winter ausschließlich auf die Bereitstellung optimaler klimatischer Bedingungen für die Ausstellungsstücke ausgerichtet.

7 Die südlichen Kopfbauten sind künftig Teil der Museumserschließung. Eine vorgelagerte Kabinenbahn fährt die einzelnen Etagen an.



Wegen der besonderen Konstruktionsweise der Rückwände, die unmittelbar gegen das anstehende Gelände betoniert sind, entschied man sich für ein Konzept, das Instandsetzung und Museumsdidaktik in sich vereint. Die Wände wurden nicht unmittelbar in den Ausbau für Museumszwecke einbezogen, sondern erhielten eine hinterlüftete Vorsatzschale, die weiterhin das Diffundieren von Wandfeuchte in den Raum zulässt (Abb. 8). Diese Schale ermöglicht auch das verdeckte Führen der notwendigen Kabel- und Versorgungsstrassen (Abb. 9). Die Vorwände reagieren auf den Bestand und lassen immer wieder einen Blick auf die rückliegende Gebäudestruktur zu oder betonen einzelne Bauteile (Abb. 10).

Bauzeitliche baufeste Ausstattung

Die bauzeitliche baufeste Ausstattung zeichnet sich durch ihre solide handwerkliche Ausführung aus. Sie hat damit einen großen Anteil an der sehr umfangreichen und guten Überlieferung des Kulturdenkmals.

Die Treppenhäuser waren im oberen Bereich glatt verputzt und mit Kalkfarbe gestrichen. Ein dezentes aufschabloniertes Muster leitet zur unteren gefliesten Wandzone über. Diese grünen Fliesen setzen bei sonst eher zurückhaltender Gestaltung einen farblichen Akzent und schützten die Wandflächen der Verkehrswege vor Beschädigung und Abnutzung. Alle Oberflächen wurden gereinigt, die wenigen Fehlstellen in der Schablonierung ergänzt. Hingegen wurden die Beschädigungen der Fliesen belassen. Die Treppenläufe selbst sind aus Kunststein gefertigt, die Podeste sind mit einem einfachen eisernen Geländer gesichert. Die Geländerfelder wurden im Zuge der Sanierung mittels Glasscheiben verschlossen, da ihre lichten Maße nicht dem Bauordnungsrecht entsprechen. Diese sehr konservatorisch ausgerichtete Instandsetzungskonzeption, die Gebrauchsspuren sichtbar belässt, verleiht den Treppenräumen ein lebendiges Gepräge.

Alle angrenzenden Räumlichkeiten waren mit Fischgratparkett aus Eiche ausgestattet, das im Rahmen der Sanierung weitgehend erhalten wurde. Die Böden wurden repariert, gereinigt und geölt, auf eine Versiegelung wurde verzichtet. Schwierig gestaltete sich in diesem Zusammenhang der Umgang mit dem Teerkleber (PAK), in dem die Eichenstäbe verlegt wurden und durch den eine horizontale Abdichtung erfolgte. Der langen Gebäudestandzeit ist es zu verdanken, dass der Kleber schon weitestgehend ausgegast ist und von den geschlossenen intakten Parkettflächen auf Massivdecken, mangels Schwingungen im Bauteil, kaum eine Gefährdung ausgeht. Abgesichert wurde die Erhaltungsentscheidung für das Parkett über



Raumluftmessungen, durchgeführt von der Materialprüfanstalt Stuttgart. Viele aus heutiger Sicht bedenkliche Baustoffe und -materialien haben im ungestörten Bauteil kein Gefahrenpotenzial. Eine kritische Betrachtung wird erst relevant, wenn Oberflächen geöffnet werden, was nicht notwendig ist, wenn sich Bauteile schadensfrei präsentieren. Wie auch bei der Gefahrenbeurteilung durch den vorbeugenden Brandschutz sollte am Kulturdenkmal die tatsächliche Gefährdung den Maßstab des Handelns bestimmen, die durch die Einbausituation und die konkrete Nutzung entsteht. Für die Museumsnutzung nahm ein denkmalereifere Brandschutzgutachter solch eine Gefahreneinschätzung vor. Dies eröffnete im denkmalgeschützten Bestand die Option, nicht nur bauliche Maßnahmen zur Herstellung des Brand-

8 Die bauzeitlichen Rückwände transportieren Feuchtigkeit in die Innenräume. Eine vom Boden abgelöste Vorsatzschale macht die zur Abtrocknung notwendige Luftzirkulation möglich.

9 Die Vorsatzschale dient der Museumsgestaltung. Sie verdeckt zugleich die gesamte Haustechnik, die im Zwischenraum geführt werden konnte und auf diese Weise zugänglich bleibt.



10 Öffnungen in der Vorsatzschale ermöglichen den Blick auf bauzeitliche Türen.

schutzes in Betracht zu ziehen. Einzig in den Terrassen selbst mussten Brandschutzabschnitte hergestellt werden, da diese die zulässigen Längen von Fluchtwegen deutlich überschritten. Die beiden Treppenhäuser wurden als bauliche Rettungswege anerkannt und mit der Halbierung der Terrassenlängen durch das Einführen von Glaswänden war dem Brandschutz Genüge getan.

Der bauzeitliche Fensterbestand legt, wie die Uhren der Firma Junghans selbst, Zeugnis vom innovativen Geist der Bauherren ab. Diese hatten mit Manz einen Architekten verpflichtet, der diesem Anspruch nicht nur bei der Wahl der Fenster gerecht wurde. Die vollständig überlieferten hölzernen Panzerfenster (vgl. auch Nachrichtenblatt Heft 1/2008, S. 23; Hermann Klos: Panzerfenster – eine fast vergessene innovative Fensterkonstruktion), Vorgänger der Isolierglasfenster, sind Einfachfenster, die in Teilen festverglast und durchgängig mit Doppelscheiben besetzt sind. Ein Mittelsteg sorgt für den Scheibenabstand, der Scheibenzwischenraum ist mit Luft gefüllt. Der Bestand wurde im Rahmen der Sanierung ausschließlich schreinermäßig und maltechnisch instandgesetzt. Auf eine energetische Ertüchtigung durch Scheibenaustausch oder auf das Einsetzen von Falzdichtungen wurde im Rahmen der haustechnischen Gesamtbetrachtung verzichtet. Der sommerliche Wärmeschutz wird weiterhin durch Lamellenrollos sichergestellt, die zwischen den Pfeilern montiert sind.

Fazit

Etwa zwei Jahre nach Baubeginn wurde der Terrassenbau am 16. Juni 2018 in seiner neuen Bestimmung als Uhrenmuseum für die Öffentlichkeit zugänglich.

Nach Leerstand und eingeschränkter Nutzbarkeit gelang es dem Denkmaleigentümer, ein Nutzungskonzept zu entwickeln, wie es kaum besser für das Baudenkmal hätte gefunden werden können. Die Denkmalpflege unterstützte und begleitete diesen konzeptionellen Ansatz. Denn es bot sich nicht nur die Gelegenheit, ein außergewöhnliches Kulturdenkmal zu erhalten, sondern auch ein Nutzungskonzept mit hohem Ortsbezug und außerordentlicher Denkmalverträglichkeit umzusetzen.

Das Ergebnis präsentiert sich im eigentlichen Wortsinne als „selbstverständlich“. In dieser Selbstverständlichkeit liegt die Qualität der Arbeit. Sie ist auch ein Ergebnis von Teamarbeit auf Augenhöhe, die die gemeinsamen Entscheidungen mit hoher Verbindlichkeit für die Planungs- und Ausführungsphase trug und umsetzte.

Für den denkmalgerechten Erhalt des Terrassenbaus und Teile der Voruntersuchungen stellten das Land, die Denkmalstiftung Baden-Württemberg und der Bund etwa 800 000 Euro Fördermittel zur Verfügung.

Es wäre wünschenswert, dass sich die staatliche Denkmalpflege immer so wie in diesem Fall in alle Phasen der Projektplanung und Sanierung einbringen könnte. Leider lässt die Arbeitsbelastung in der Fläche dies selten zu. Das Beispiel des Terrassenbaus zeigt, wie sehr diese Präsenz die Akzeptanz fachlicher Belange durch Dialog verbessern würde, die aufgrund ihrer Komplexität zu Recht zunächst von Denkmaleigentümern hinterfragt werden und der Erläuterung bedürfen. Die kontinuierliche Präsenz vor Ort ermöglicht erst Projekte, in denen Denkmalpfleger aktiv Lösungen im Planungs- und Bauprozess anstoßen und entwickeln helfen, die Teil denkmalgerechter Gesamtmaßnahmen werden. Neben der Notwendigkeit, die Präsenz vor Ort zu stärken und damit auch Entscheidungs- und Abstimmungsprozesse zu beschleunigen, braucht die Denkmalpflege aber auch eine breite Öffentlichkeit, die bereit ist, sich auf den Dialog einzulassen und selbst mehr Verantwortung für den Erhalt und die Pflege des kulturellen Erbes zu übernehmen.

Praktischer Hinweis

Das Museum ist Dienstag bis Sonntag von 10 bis 18 Uhr geöffnet.

www.junghans.de/de/junghans-junghans-welt/museum.html

Ulrike Roggenbuck-Azad
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Esslingen

„Bücherkiste“

Das Bibliotheks- und Hörsaalgebäude der Universität Mannheim

Der bedeutende Kölner Architekt Gottfried Böhm hat wenig in Baden-Württemberg gebaut. Die beiden in Stuttgart-Möhringen und Mannheim realisierten Werke verbindet die Zusammenarbeit mit der Firma Züblin und – damit einhergehend – die Bauweise aus Beton-Fertigteilen. Dass eine Architektur aus Fertigteilen nicht per se für Uniformität und mindere Qualität steht, zeigt die 1988 vollendete Universitätsbibliothek Mannheim auf eindrückliche Weise. Darüber hinaus erlaubt sie tiefere Einblicke in die Bild- und Ideenwelt des Städtebauers und Bildhauers Böhm. Ihr baukünstlerischer Rang wurde 2016 durch die Aufnahme in das Denkmalverzeichnis gewürdigt.

Melanie Mertens

Baugeschichte

Im Mai 1986 schrieb das Land Baden-Württemberg einen beschränkten Generalunternehmer-Wettbewerb für den Bau eines neuen Bibliotheks- und Hörsaalgebäudes der Universität Mannheim im Quadrat A 3 aus. Der Bauplatz lag zwischen Jesuitenkirche und Barockschloss, in dem die Universität (damals noch Hochschule für Wirtschaft) seit 1957 untergebracht war. Die Bauaufgabe umfasste einen großen Hörsaal mit 700 Plätzen, das „Audimax“ der Mannheimer Universität, und eine Bibliothek, die im Wesentlichen als Bücherspeicher mit Leseplätzen fungieren sollte, also keine separaten Büchermagazine und Lesesäle vorsah. Acht Firmen

waren aufgefordert, neben dem Preisangebot eigene Entwürfe qualifizierter Architekten einzureichen. Die Entscheidung fiel ein Gutachtergremium unter Vorsitz des renommierten Architekten und Hochschullehrers Max Bächer. Erster Preisträger war die Stuttgarter Baufirma Züblin mit einem Entwurf des Kölner Büros Gottfried Böhm mit Jürgen Minkus als Projektleiter. Die Auftragsvergabe erfolgte im November 1986. Der Bau wurde zügig von Mai 1987 bis Oktober 1988 realisiert. Die seitherigen Veränderungen sind geringfügig. 2012 wurde der Hörsaal unter Mitwirkung des Büros Böhm technisch und energetisch saniert, dabei wechselte man das Gestühl nach altem Vorbild aus, das Farbkonzept blieb.

1 Gesamtansicht vom gegenüberliegenden Schloss aus. Rechts das Palais Bretzenheim, im Hintergrund die Türme der Jesuitenkirche. Aufnahme 2013.





2 Kugelbäume aus Beton. Rechts mit utopischer Stadtvision nach Ron Herrons „A Walking City“. Aufnahme 2013.

Architektur

Entsprechend der Produktpalette der Züblin AG handelt es sich um einen Skelettbau mit Stahlbetonfertigteilen, Treppenhaukernen aus Ort beton und einer Betonfassade aus Fertigteilen (Abb. 1). Der viergeschossige Rechteckbau ist dreischiffig aufgeteilt, deutlich erkennbar an der dreiteiligen Gebäudestirn und an den drei parallelen langen, schmalen Walmdachzügen, die jedem Schiff auflagern und dessen mittlerer durch Verglasung einen Großteil der Belichtung übernimmt. Das tragende Skelett des Baukörpers tritt durch rot eingefärbte Betonpfeiler, im Erdgeschoss wie kräftige Metallstifte geformt, und kantige Horizontalab schlüsse im Traufbereich in Erscheinung. Das Äußere gibt sich betont geschlossen; die großen Betonplatten weisen lediglich zentral platzierte Oculi auf, die weniger als Öffnung wahrgenommen werden denn als Schmuckmotive: runde Broschen mit einem glitzernden Kranz aus Glasbausteinen. Der bergende Charakter des Büchertresors, des Wissensspeichers, der Schatzkiste, wurde sinnstiftend ins Bild gesetzt. Die Fassaden stirnen des mittleren Schiffs zeigen keine Betonplatten, sondern bedruckte Aluminiumplatten mit dem Titelblatt des Mannheimer General-Anzeigers vom 24. Juli 1907, das die Gründung der Handelshochschule, Vorgängerinstitution der Universität, dokumentiert und zudem auf den Zweck der Bibliothek als Aufbewahrungsort der umfangreichen Zeitschriftensammlung hinweist.

Kunst am Bau: Kugelbäume

In die Pfeilerabfolge des Erdgeschosses eingestellt sind große globenartig aufgeständerte, skulptural gestaltete Kugeln aus rot eingefärbtem Beton, von Böhm und Züblin „Betonbäume“ oder „Kugelbäume“ genannt (Abb. 2). Die vollplastischen Kugeln prägen vor allem die Straßenfront; in der gegenüberliegenden Längsseite des Gebäudes finden sie nur im kurzen freistehenden Abschnitt des Vestibüls und im Bereich der Aula Verwendung,

wo sie Raumwirkung entfalten (Abb. 5). Böhm modellierte zehn individuelle Halbkugeln in Ton mit verschiedenen Motiven aus Architektur und Städtebau; die vom Tonmodell abgeformten Matrizen aus Acrylharz dienten als Betongussform. Zwei Halbkugeln mit jeweils gleichem Motiv sind zu einem Betonbaum zusammengesetzt.

Die Reliefs zeigen städtebauliche Topoi: Skyscraper-Agglomerationen, teils schlangenartig von Schläuchen durchzogen, die gestaffelten Giebelformationen einer mittelalterlichen Stadt und die sparsam durchfensterten Kuben einer archaischen Bergstadt. Tempelfrontzitate aus der Antike oder dem Oeuvre Palladios ergänzen das Spektrum. Besonders spannend ist die Darstellung einer utopischen Stadt mit Wohnkapseln auf Teleskopbeinen, sichtlich beeinflusst von Ron Herrons „A Walking City“ (Abb. 4), eine Vision, die 1964 in der Zeitschrift der britischen Architektengruppe „Archigram“ veröffentlicht wurde und binnen kurzer Zeit Kultstatus erhielt. Im Hintergrund ist die Stuttgarter Züblin-Zentrale, 1981 bis 1985 von Böhm er-

3 Abfolge der Kugelbäume im Bereich des vorbauchenden Hörsaals. Vorne links die Darstellung der Wallfahrtskirche in Neviges. Aufnahme 2013.



baut, modelliert – Teil der Stadt der Zukunft oder gar Träger der Entwicklung? Ein anderes Hauptwerk der Arbeitsgemeinschaft Böhm-Züblin erhält ein eigenes, fast kugelgroßes Porträt: die 1968 bis 1970 entstandene Wallfahrtskirche Maria Königin in Neviges (Abb. 3), das Felsengebirge aus Beton, das den Kirchenbau der Nachkriegszeit aufrüttelte wie kaum eine andere Architektur. Bezüge zum Genius loci könnte das Kugelbild der schachbrettartig verteilten, am Blockrand bebauten Quadrate herstellen, die auch die barocke Planstadt Mannheim prägen. Die Kugelbäume oder Bildgloben vermitteln in besonderem Maße die persönliche Handschrift Böhm, der sich hier als Bildhauer, der er ja auch ist, und als großer Stadtvisionär zeigt.

Innenraum

Die Erschließung des Gebäudes erfolgt im westlichen Drittel über ein vorgelegtes Vestibül mit schmalen Treppenläufen, die über ein rundes Wendepodest hinweggeführt werden (Abb. 6). Im Erd- und Untergeschoss befindet sich der große oval geformte Hörsaal, der mit drei Polygonseiten leicht nach außen drückt – ein organischer Akzent, der das starre System des Fertigteilbaus unauffällig durchbricht. Die Kugelbäume sind janusköpfig; sie durchdringen die Außenwand und werden ebenso vom Innern des großen Hörsaals wahrgenommen. Über dem Vestibül im ersten Obergeschoss umfängt eine geschlossene Galerie mit Büroräumen das große rechteckige Treppenauge. Den Rest des Baus nimmt die dreischiffige, durch große Öffnungen geschossübergreifende Emporenhalle ein, deren mittleres zentral belichtetes Schiff mit Leseplätzen besetzt ist und in deren Tiefen sich Bü-



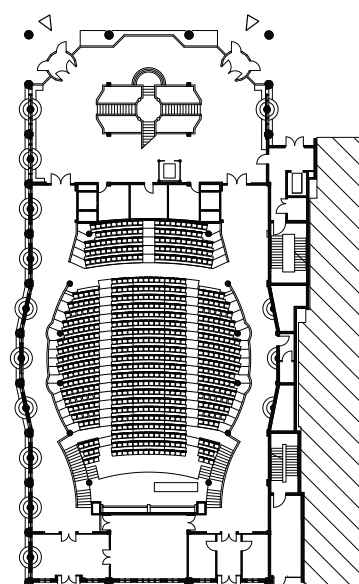
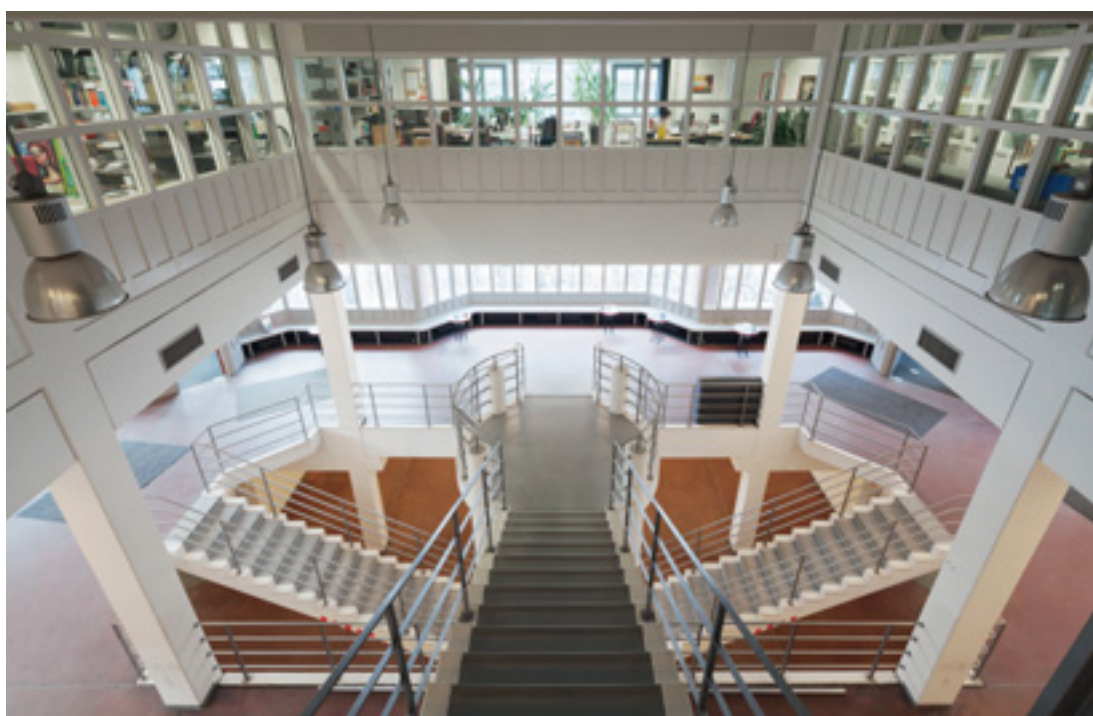
cherregale erstrecken (Abb. 7). Die geöffneten Geschossdecken, Brücken und Treppenläufe erlauben vielfältige Durchblicke und lassen durch die relingbewehrten Laufgänge an nach innen gewandte, gestaffelte Schiffsdecks denken. Die rot gefassten Leseplätze mit kassettiertem Bücherbord gehören zur eigens entworfenen Originalausstattung, ebenso die breiten Stühle mit Armlehnen.

Städtebauliche Einbindung

Der Bauplatz wurde aufgrund seiner Nähe zu den Universitätseinrichtungen im Schloss gewählt. Er bot nicht nur aufgrund seiner Beengtheit und Lage an einer der verkehrsreichsten Straßen der Kernstadt Mannheims große Herausforderungen, sondern auch wegen der von Stadtplanung und Denkmalpflege geforderten Rücksichtnahme auf das historische Quadrateraster und auf die bedeutenden unmittelbar angrenzenden Barockbauten Schloss, Jesuitenkirche und Palais Bretzenheim. Böhm passte den gelängten Kubus durch die Über-

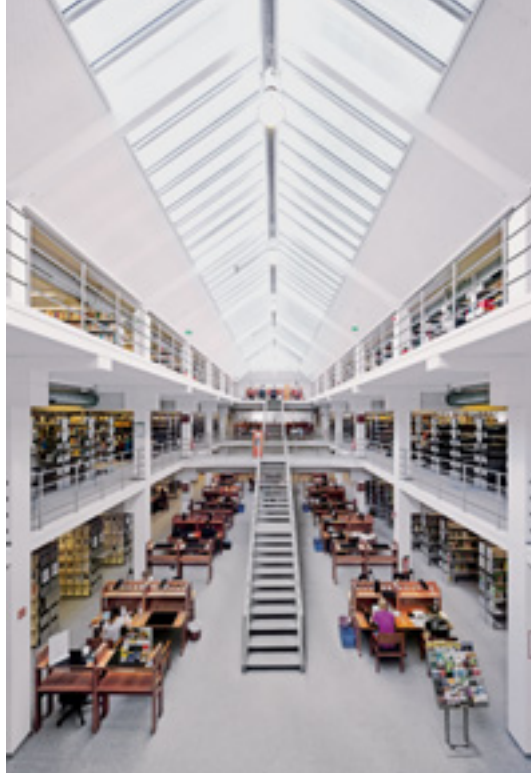
4 Ron Herron, *A Walking City*, Archigram Nr. 5, 1964.

5 Grundriss Erdgeschoss. Links das Vestibül, rechts der Hörsaal.



6 Mehrarmige Treppe mit rundem Wendepodest. Aufnahme 2013.

7 *Bücherspeicher mit Leseplätzen. Das rote Mobiliar gehört zur bauzeitlichen Ausstattung. Aufnahme 2013.*



nahme der Baufluchten, der Traufhöhe, der Dachform und der geschossweisen Gliederung der umgebenden Bebauung strukturell ein. Die ruhige Fassadenabwicklung, deren Hauptzierde die von gegossenen Glasbausteinen umkränzten Rundfenster sind, nimmt sich gegenüber den reicher durchgliederten Barockbauten zurück. Durch Zuschlagstoffe wie roter Porphyrsplitt und Sand aus gebrochenem Jurakalk sowie durch die nachträgliche Behandlung der Oberflächen (Auswaschungen) wurde eine farbliche Annäherung an die historischen Baumaterialien der Umgebung, vornehmlich roter Sandstein und heller Putz, erreicht. Trotz dieser Rücksichten setzt sich der Bau selbstbewusst von seiner Umgebung ab: dem einen Betrachter Ausweis einer modernen Eigenständigkeit, dem anderen „ein folgenschwerer Stilbruch“ im Barockquartier (Hans Weckesser). Der Redakteur des Mannheimer Morgen wünschte sich etwas vage eine Anpassungsarchitektur mit „Risaliten, Portalgestaltung, Mezzaningeschoss, Gesimsbändern und Fensterrahmungen“, eine Forderung, deren Zustimmung unter den Lesern er sich gewiss sein durfte. Die Fachpresse urteilte differenzierter und bewertete die Architektur nicht nur als Einzelbau, sondern gerade in Bezug zu seiner sensiblen Umgebung als überzeugende Lösung: ein „unverwechselbarer Böhm, aber auch ein Stück Stadt, das sich dem trockenen Barock der sie prägenden Bauten verpflichtet fühlt“ (Baumeister).

Postmoderner „Bücherpalazzo“

Neben dem vordergründigen Ziel der Arbeitsgemeinschaft, die gescholtene Fertigteilbauweise aus Beton durch einen differenzierten, optisch und haptisch ansprechenden Bau zu rehabilitieren, gelang Gottfried Böhm ein besonders sprechendes

Bauwerk, das seine Funktion als Bücherspeicher sowie Denk- und Lehrort bildhaft nach außen kehrt. Dies geschieht zum einen durch die tresorhafte Abschottung mittels schildhafter Betonplatten, die das in Schrift gebannte Kulturgut nach außen vor Blicken, Licht und Eindringen schützen, zum anderen durch die facettenreiche Reflexion des Themas Stadt in den Bildgloben als sinnstiftende Zierde eines Funktionsbaus, in dessen Lese- und Hörsälen eine solche Reflexion stattfinden könnte. Als postmoderne, entsprechend dem stadträumlichen Bezugsrahmen von Jesuitenkirche und Schloss „barockisierende“ Motive mögen die Oculi, der ausbauchende Hörsaal und die vielarmige, mehrläufige Treppe gelten. Die gleichsam in Form geschnittenen Kugelbäume scheinen barocken Gartenideen verpflichtet zu sein. Allen Motiven geht in der formalen Ausprägung freilich das vollplastische, bauchige oder gar „fleischige“ Volumen ab, das gemeinhin für barocke Gestaltungsdetails in Anspruch genommen wird. Die historischen Bezüge werden weniger durch historistische Formannäherung hergestellt, als durch formal abstrahierte Gestaltungsideen, die in einen gegenwärtigen Formenapparat überführt sind. Der Entwurf ist individuell für Mannheim entstanden und fand – auch motivisch – keine Wiederholung. Seit 2016 ist die Universitätsbibliothek aus künstlerischen und wissenschaftlichen Gründen als Kulturdenkmal ausgewiesen, hinsichtlich seiner Entstehungszeit das jüngste in Mannheim und eines der jüngsten im Land überhaupt.

Literatur

- Mannheim und seine Bauten 1907–2007, Bd. 3, Mannheim 2002, S. 54–55.
 Andreas Schenk: Architekturführer Mannheim, Berlin 1999, S. 17.
 Gabriele Kleiber: Kugelbäume aus Beton, in: Kunst an Staatlichen Bauten in Baden-Württemberg 1980–1995, Stuttgart 1995, S. 171.
 Beton-Atlas, Düsseldorf 1995, S. 256–257.
 Deutsches Architektenblatt, 22. Jg., 12/1990, S. 1835.
 Detail, 30. Serie, 1/1990, Tafel I–IV, S. 64.
 deutsche bauzeitung, 123. Jg., 09/1989, S. 10–13.
 Baumeister, 86. Jg., 09/1989, S. 22–26.
 Beton, 39. Jg., 4/1989, S. 170–173.
 Mannheimer Morgen, Lokalkommentar, 3. 2. 1988.
 Archigram Nr. 5, A Walking City by Ron Herron, 1964.

Dr. Melanie Mertens

*Landesamt für Denkmalpflege
 im Regierungspräsidium Stuttgart
 Dienstsitz Karlsruhe*

„ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut“ Das Gebäude Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd und sein jüdischer Kontext

Das aus dem 13. Jahrhundert stammende Gebäude Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd stellt nicht allein wegen seines hohen Alters und des hohen Grads an erhaltener historischer Bausubstanz ein bedeutendes Zeugnis der Stadtgeschichte dar (Abb. 1). Über archivalische Hinweise lässt sich nachweisen, dass es auch in enger Verbindung mit der Geschichte der mittelalterlichen jüdischen Gemeinde in der einstigen schwäbischen Reichsstadt steht. Bis zu seiner Umbenennung 1936 in „Imhofstraße“ hieß das Areal „Judenhof“ und wies so auf einen früheren jüdischen Wohnort hin. Bei der Einsicht in die Gmünder Chroniken des 16. bis 18. Jahrhunderts bestätigt sich, dass die Ortsbezeichnung noch auf die mittelalterliche topografische Situation zurückgeführt werden kann. Darüber hinaus wird für das Gebäude Imhofstraße 9 auch eine einstige Nutzung als Synagoge überliefert.

Im Rahmen einer geplanten Sanierung des Gebäudes fanden im Vorfeld intensive bauhistorische und restauratorische Untersuchungen statt, deren Ergebnisse so spannend sind, dass sie in diesem und den beiden folgenden Artikeln dargelegt werden. Die eigentliche Instandsetzung hat noch nicht begonnen, aber die Grundlagen als Voraussetzung für einen qualitätvollen denkmalfachlichen Umgang mit dem Kulturdenkmal sind gelegt.

Simon Paulus



„... soll ein Judenkirch gewesen seyn“

Zentrales Bindeglied zwischen der in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts mehrfach aufgeführten Existenz einer Synagoge, die in mittelalterlichen Quellen in der Regel als „Judenschul“ bezeichnet wird, sowie eines „Juden(schul)hofs“ ist eine Bemerkung in der 1674 abgeschlossenen Chronik des Ratsherren und Baumeisters Friedrich Vogt. Er berichtet über das Gebäude Imhofstraße 9, es sei „ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut, welches der Zeit H. Christoph Bücken Oberstättmeister zugehörig, soll ein Judenkirch gewesen seyn, wie dan dessen alle genügsame Anzeigung geben die zugemauerte Fenster, und oben darauf die Viollen, unter welcher Viollen zu oberst steht die Bildnus eines Manns, welcher einen Zettel haltend, daran die Jahrzahl 1208 stehet, ob aber es erst zu solcher Zeit soll erbauet worden seyn, ist mir unbewust, allein findt ich das in solchem Steinhauß die vom Wolfsthal ihr Wohnung gehabt (wie ich gelesen hab) werden die vom

1 Das Haus Imhofstraße 9 von Norden. Auch heute noch ragt das Gebäude deutlich aus der Umgebung hervor.



2 Blick in die Imhofstraße, den vormaligen Judenhof: Das Gebäude Imhofstraße 9 ist hinten links erkennbar, im Hintergrund das im 14. und 15. Jahrhundert mehrmals erwähnte Badehaus (Imhofstraße 17).

Wolfsthal Steinhäuser genannt, weil sie in dem Steinhauß zu Gmünd gewohnt haben, so wird auch auf den heutigen Tag der selbe ganze Platz der Judenhoff genennt, dabey auch das Judenbaad und die Juden Mühlen genennt worden.“

Vogt überliefert nicht nur die einstige Nutzung und das Alter des Gebäudes, sondern bringt es auch in Verbindung mit zwei alteingesessenen Gmünder Adelsfamilien. Die bei Vogt erwähnten Bauten einer Judenmühle und eines Judenbades sind ebenfalls über die mittelalterliche urkundliche Überlieferung greifbar (Abb. 2). Ihre Standorte lassen sich in unmittelbarer Nähe eindeutig bestimmen. Ende des 18. Jahrhunderts gehen die Chronisten Franz Xaver Debler und Johann Jakob Dominikus Debler nochmals auf das von Vogt genannte Gebäude ein und berichten über einen Umbau in den 1780er Jahren. Dominikus Debler liefert zudem eine Zeichnung des einstigen Erscheinungsbildes der Fassade vor diesem Umbau (Abb. 3). Bei aller Vorsicht, die man den chronikalischen Angaben gegenüber besonders im Hinblick auf vielfach widersprüchliche Jahresangaben walten lassen muss, überliefern sie jedoch unmissverständlich einen stadtgeschichtlichen jüdischen Hintergrund und eine einstmalige Nutzung als Synagoge für das Bauwerk.

Der Nachweis dieser jüdischen Nutzungsphase im Mittelalter konnte bisher am Gebäude über die Untersuchung durch die Bauforschung noch nicht eindeutig erbracht werden (vgl. dazu die Beiträge von Stefan King und Cornelia Stegmaier in diesem Heft). Ablesbar ist lediglich, dass es sich bei dem hochaufragenden Steinbau, der in den historischen Stadtansichten auch durch seinen prägnanten Stufengiebel auffällt, im Mittelalter um ein Gebäude mit repräsentativer Nutzung handelte. Wie lassen sich aber nun der unklare Befund und die relativ klare Zuweisung über die örtliche schriftliche Tradierung in Einklang bringen?

3 Die Nordfassade des Gebäudes Imhofstraße 9 vor dem Abriss des Stufengiebels 1788, abgebildet in der Chronik des Johann Jakob Dominikus Debler.

Synagoge oder Gemeinschaftshaus? Probleme der Identifizierung

Archäologie und Bauforschung stehen im Hinblick auf spezifisch jüdische Bauzeugnisse des Mittelalters und der Frühen Neuzeit vor einem generellen Problem. In seltenen Fällen finden sich inschriftliche oder ikonografische Nachweise am Bau selbst. Und ebenso selten lässt sich eine jüdische Nutzung über Befunde von Gebrauchsgegenständen oder Artefakten einwandfrei bestimmen. Charakteristische Merkmale einer synagogalen Nutzung sind in der Regel nur bei Bauten bedeutenderer Gemeinden mit eigenständigen Synagogengebäuden wie in Worms, Prag, Speyer oder Erfurt vorzufinden. Als ausgesprochene Glücksfälle gelten erhaltene oder archäologisch erschlossene Synagogenbauten kleinerer Gemeinden in Deutschland wie in Miltenberg oder Marburg a. d. Lahn. In den meisten Fällen aber wurden Synagogen von den Gemeinden oder Einzelpersonen als Beträume in bestehenden Privatgebäuden eingerichtet, die auch noch anderen Zwecken dienen konnten. Sie erfüllten Funktionen, die in größeren Gemeinden auf mehrere Bauten verteilt sein konnten: Tanzhaus, Lagerhaus, Wohnung für den Rabbiner oder Synagogendiener, Hospital, Religionsschule (Jeshiva) etc. Im 13. und 14. Jahrhundert fanden solche Gebäude als Gemeinde- oder Gemeinschaftsbauten bisweilen unter dem Begriff der „domus judaeorum“ Eingang in Urkunden oder Zinsbücher. Bisher ließ sich im deutschsprachigen Raum ein solches „Judenhaus“ nicht eindeutig identifizieren.



Der Nachweis eines Synagogenraumes in einem solchen Hauskomplex war für das Mittelalter lediglich in Zürich (Froschaugasse 4) möglich. Durch spätere Umbauten ist allerdings die Bausubstanz hier so stark beeinträchtigt, dass sich kaum mehr Aussagen zum früheren Erscheinungsbild treffen lassen. Als umso bedeutender für die Forschung ist nun die neue Befundlage in Schwäbisch Gmünd einzustufen.

Einblicke in die jüdische Siedlungsgeschichte von Schwäbisch Gmünd

Die Gmünder Chroniken stellen neben der Nutzung als „Judenhaus“ und „Judenkirch“ auch eine Verbindung zu städtischen Adelsfamilien her, nicht zuletzt sogar über einen Namensbezug zum Adelsgeschlecht der „Steinhäuser“. In dieser Hinsicht sind Befund und Überlieferung leicht zusammenzubringen. Das über die dendrochronologisch nachgewiesene Datierung am Dachwerk im Jahr 1288 errichtete Gebäude wies ursprünglich eine Reihe deutlicher Merkmale für ein solches so genanntes Geschlechterhaus auf: die aufwendige Bauweise in Werkstein; große repräsentative Fensteröffnungen, die ursprünglich wohl auch eine Maßwerkgliederung beinhalteten; zwei übereinander liegende saalartige Räume, deren Bedeutung durch eine farbige Ausmalung besonders hervorgehoben worden war. In Verbindung mit den für die jüdische Siedlungsgeschichte relevanten Quellen gewinnen die über die Befunde belegten Umbauphasen eine besondere Aussagekraft: Der erste Nachweis für die Existenz einer jüdischen Gemeinde in Schwäbisch Gmünd setzt mit dem Reichssteuerverzeichnis aus dem Jahr 1241 ein. In diesem Jahr wird „item von [der Stadt Schwäbisch] Gmünd 160 Mark [Feinsilber], von den dortigen Juden 12 Mark [Feinsilber]“ in die Reichskasse eingefordert. Im Vergleich mit den weiteren Abgaben jüdischer Gemeinden im Reich ergibt sich für Schwäbisch Gmünd eine finanzkräftige jüdische Gemeinde, die wohl maßgeblich zum wirtschaftlichen Aufschwung der jungen Reichstadt beitrug. In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts muss also diese Gemeinde eine nicht unerhebliche Bedeutung in der Stadt gehabt und über enge finanzielle Kontakte zu den städtischen Adelsfamilien verfügt haben. Dass hierbei auch Immobilien und Grundstücke eine Rolle spielten, liegt auf der Hand, und der Erwerb eines Hauses zur Einrichtung einer Synagoge scheint in dieser Zeit besonders plausibel. Als den großen Pestpogromen 1348/49 nachweislich auch die Juden in Schwäbisch Gmünd zum Opfer fielen, stellte hier wie an vielen anderen Orten das Synagogengebäude gemeinsam mit weiteren Gütern der ermordeten oder vertriebenen Juden einen begehrten Wert dar, um den sich

die Stadt und die lokale Stadtaristokratie mit dem Kaiser, dem die Juden direkt als Kammerknechte unterstellt waren, stritten. In diese Jahre der rechtlichen Auseinandersetzungen, die in vielen Städten zu beobachten und teilweise gut dokumentiert sind, fällt neben der ersten Erwähnung der „Judenschul“ für Schwäbisch Gmünd 1358 auch ein groß angelegter Umbau im Gebäude Imhofstraße 9. In den 1370er Jahren wurde die ursprüngliche Geschossteilung aufgegeben und zwei neue, heute noch erhaltene Holzbalkendecken eingezogen, sodass das Gebäude nun neben dem Kellergeschoss über drei Geschosse verfügte.

Inwieweit dieser Umbau mit einer Wiedernutzung oder Nachnutzung durch spätestens seit 1364 wieder in der Stadt ansässige Juden in Zusammenhang steht, lässt sich nur schwer klären. Sicher ist jedoch, dass in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts eine „Judenschule“ und ein „Judenschulhof“ existierten. In Bezug auf die Nutzungsgeschichte des Gebäudes Imhofstraße 9 kommen für die Jahrzehnte nach 1350 und für das ganze 15. Jahrhundert über mehrere Möglichkeiten in Betracht: 1) Das Gebäude wurde den erneut angesiedelten Juden überlassen, verblieb aber unter Oberhoheit der Stadt bzw. des kaiserlichen Statthalters. Die Judenschaft hatte einen Zins auf das Haus und den Hof zu entrichten; oder 2) Das Haus wurde um 1370 für einen neuen Nutzungszweck unter städtischer Ägide als Wohn- und Lagergebäude umgebaut, zinst aber weiterhin als „Synagoge“, obwohl die Juden keinen oder nur noch einen eingeschränkten Nutzungsanspruch darauf hatten. Der über die Bauforschung nachweisbare Einbau einer Stube im ersten Obergeschoss um das Jahr 1417 und die weitere Unterteilung der Räume stünde zu keiner der beiden Nutzungsmöglichkeiten in Widerspruch. Für die kleine Gemeindegröße, wie sie für das späte Mittelalter für Schwäbisch Gmünd über die urkundliche Überlieferung greifbar ist, reichte die Einrichtung eines Betraums aus. Weitere Räumlichkeiten für das Gemeindeleben waren nur bedingt nötig und die hauptsächliche Nutzung des Gebäudes auch als Wohn- und Lagerhaus ist daher mehr als plausibel. Besonders die urkundlichen Quellen für die Jahre nach 1469 geben hier eine Reihe von Hinweisen: In diesem Jahr wird der Verkauf der „Juden Synagog allda“ vom Reich an die Stadt beurkundet. Die unklaren Eigentumsverhältnisse waren damit nun geregelt. Von da ab hatten die Juden den jährlichen Zins für Synagoge und Judenschulhof gänzlich an die Stadt zu entrichten. Im gleichen Jahr nahm die Stadt den Juden Salomon von Schaffhausen als potenten Kreditgeber und Geldhändler auf. Mit Salomon wurde vereinbart, dass er „den zins der aus ihrem schulhofe und irer synagoge gat, jarlich richten und geben



4 Lageplan des Juden- hofs mit der baulichen Situation um 1350: Das Gebäude Imhofstraße 9 ist rot gekennzeichnet. Sehr wahrscheinlich gehörte zum Areal des Judenhofs auch das Grundstück Kornhaus- straße 21. Bei Abrissarbei- ten wurde hier 1991 ein jüdisches Ritualbad (Mikwe) freigelegt.

sol, daran er dann zugehört und wie von alter und meinen vorfaren juden herkommen und gebrucht ist.“ Ferner darf er den Synagogenhof für die jüdischen Festtage wie das „lobrysin“ (Laubhüttenfest) oder den „langen Tag“ (Neujahrsfest bzw. Rosch ha-Schanah) nutzen und sich einen „Vor- singer“ als Lehrer für seine Kinder und das Gesinde halten. Aus der Aufnahmeurkunde des Jahres 1469 geht auch hervor, dass das Haus des Salomon an den Synagogenhof grenzte und dieser wiederum durch einen Gang an der Mauer, ein Badehaus und weitere Häuser eingefasst wurde. Zudem befand sich im Hof ein Brunnen. Mit dem Badehaus wurde in diesem Fall kein jüdisches Badehaus oder ein Ritualbad (Mikwe) benannt, sondern ein von einem Christen betriebenes Badehaus, für das sich erst ab dem 16. Jahrhundert die Bezeichnung „Judenbad“ im lokalen Sprachgebrauch herausbildete. So lassen sich topografisch die chronikalische Überlieferung, die heutige bauliche Situation um das Gebäude Imhofstraße 9 und die Urkunden zu den jüdischen Wohnstätten in eine eindeutige Übereinstimmung bringen (Abb. 4). Interessanterweise geht aus den Urkunden nicht eindeutig hervor, ob die Synagoge, für die Salomon den althergebrachten Zins zu entrichten hatte, auch tatsächlich als solche genutzt wurde. Auch wird nicht deutlich, ob es sich bei dem Gebäude der Synagoge um das Haus des Salomon selbst handelte. Die Zahl der Juden war über die Vereinbarung mit der Stadt auf Salomons Familie sowie auf die Familien seines Sohnes und seines Schwiegersohnes beschränkt. Sie durften lediglich zwei Häuser besitzen. Weitere Juden durften nur mit dem Einverständnis Salomons aufgenommen werden. Er selbst hatte sich aber erbeten, fremde Juden für die Festtage in der Stadt beherbergen zu dürfen. Die regelmäßige Abhaltung des Gottes-

dienstes, für die damals wie heute mindestens zehn erwachsene Männer (ab 14 Jahren) notwendig sind, wird die Personenzahl aus den drei Familien und ihrem Gesinde nicht immer ermöglicht haben. Unter dem Nachfolger Salomons, Simon von Reinhausen, der 1480 von der Stadt aufgenommen wurde, blieben die Konditionen zu Synagoge und Synagogenhof gleich. Auch Simons Wohnstätte muss sich in oder unmittelbar neben dem Haus mit der Synagoge befunden haben. Dass zumindest im Hof jüdische Feste und Feiertage begangen wurden, bezeugt eine 1490 beurkundete Begebenheit, als dem als Gast angereisten Juden Moses von Empfingen von der Stadt der Ersatz „für ein seckel, der mir uf des obgenannten Symon hochzeit in seinem hofe abgerissen worden ist“ quittiert wurde. Wenige Jahre später kam es 1501 zur endgültigen Ausweisung der Juden aus Schwäbisch Gmünd.

Die Zusammenstellung der verschiedenen Quellenhinweise belegt, dass bis zu diesem einschneidenden Ereignis in der jüdischen Geschichte Schwäbisch Gmünds das Gebäude Imhofstraße 9 mit den angrenzenden Häusern und dem Hof kontinuierlich von Juden bewohnt und genutzt worden war – unterbrochen lediglich durch einige Jahre nach den Pogromwellen 1348/49. Der markante Bau blieb auch nach 1501 mit seiner früheren Nutzung als Synagoge namensprägend für das ganze Areal. Was genau mit dem Gebäude geschah, lässt sich bisher nicht aus den schriftlichen Quellen rekonstruieren. Die Befundlage zeigt, dass es vom 16. bis 18. Jahrhundert mehrfach für Lager- und Wohnzwecke umgebaut wurde, gleichzeitig aber zumindest im 16. Jahrhundert sein repräsentativer Charakter beibehalten wurde (Abb. 5). Damit teilt das Gmünder Haus das Schicksal mit einer Vielzahl von Synagogen oder jüdischen Einrichtungen, die nach den spätmittelalterlichen Vertreibungs- und Pogromwellen in Lagerhäuser oder Wirtschaftsbauten umgewandelt wurden. Beispielsweise baute in Dresden der Rat ab 1453 das ehemalige Gebäude der jüdischen Gemeinde zu einem städtischen Multifunktionsbau mit gleich mehreren Nutzungen um. Hier brachte man ein Gewandhaus mit Gewandbänken für Tuchmacher, eine Rüstkammer, einen Getreidespeicher und ein Brauhaus unter.

Adeliges Geschlechterhaus – Domus Judaeorum

Die heute noch am und im Bauwerk ablesbare Baugeschichte bietet im Abgleich mit den Quellen einen einmaligen Einblick in die Geschichte der Stadt und ihrer jüdischen Bewohner im Mittelalter. Hier zeigen sich anschaulich das wechselvolle Schicksal der jüdischen Gemeinde und ihre gesellschaft-



5 Schwäbisch Gmünd in der Stadtansicht Matthäus Merians von 1638. Deutlich erkennbar ist das hoch aufragende Gebäude Imhofstraße 9 mit seinem charakteristischen Stufengiebel links unterhalb des Königturms.

lichen Verflechtungen mit der Stadtgesellschaft, allen voran dem staufischen Stadtadel. Dabei wurde der Bautypus des Geschlechterhauses, wie er beispielsweise mit dem „Schönen Haus“ in Basel gut dokumentiert ist, für die spezifisch jüdischen Zwecke eines Gemeinschaftshauses bzw. einer Synagoge adaptiert. Neben dem Vergleichsfall in Zürich konnte man bisher nur in den Quellen einige Erwähnungen solcher Gebäude finden. In Überlingen besagt beispielsweise die urkundliche Überlieferung, dass die Gemeinde dort Anfang des 14. Jahrhunderts ein hohes Steinhaus („domus exelsea lapidea“) als Synagoge nutzte. Im deutschen und niederländischen Sprachraum findet sich mitunter die Bezeichnung „Judenburg“ („Judenborch“, auch „Castellum Judaeorum“) für solche Gemeinschaftshäuser. Damit eröffnen sich Bezüge, die über die heutigen Grenzen hinaus Verbindungen zu ähnlichen Beispielen für eine solche Adaption herstellen lassen. So stieß man in den 1970er Jahren bei Ausgrabungen in Rouen (Nor-

mandie) auf die Grundmauern eines mächtigen und einst hohen Steinbaus, der typologisch die Merkmale der anglo-normannischen „first-floor-hall“, des Wohnbaus der reichen Oberschicht, besaß, aber eindeutig von der jüdischen Gemeinde genutzt worden war. Mit der „Domus Judaeorum“ in Schwäbisch Gmünd lässt sich nun erstmals ein solches Beispiel in Baden-Württemberg in bemerkenswertem Erhaltungszustand nachweisen. Ein einmaliges und wichtiges Bauzeugnis von europäischem Rang, dessen Geschichte und Bedeutung es in den nächsten Jahren noch tiefer zu ergründen gilt (Abb. 6).

Literatur

Johannes Schüle: Gamundia Judaica. Archivquellen zur Geschichte der Juden in Schwäbisch Gmünd, Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd 2016.

Simon Paulus: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter, Überlieferung und Bestand, Petersberg 2007.

Klaus Graf: Zur Topographie der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd: Leinecker Hof, Himmelreich und Judenhof, Teil 1: Die chronikalische Überlieferung, Imhof, Leinecker Hof, Himmelreich und Hölle, in: Einhorn-Jahrbuch Schwäbisch Gmünd 28 (2001), S. 191–201; Teil 2: Judenschule und Judenhof, Überschlammühle/Judenmühle und Judenbad, in: Einhorn-Jahrbuch Schwäbisch Gmünd 29, 2002, S. 141–156.

Richard Strobel: Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd, Bd. III, Profanbauten der Altstadt, München/Berlin 1995, S. 107–114.

Dr.-Ing. habil. Simon Paulus
 Institut für Architekturgeschichte
 Universität Stuttgart
 Keplerstraße 11
 70174 Stuttgart

6 Blick in den südlichen Hofbereich des ehemaligen Judenhofs; links die Gebäude Imhofstraße 11 und 9, rechts das Haus Imhofstraße 17.





„ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut“ Die Baugeschichte des Gebäudes Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd

Innerhalb der von Fachwerkbauten geprägten Altstadt besitzt das Gebäude dicke gemauerte Umfassungswände und überragt die umgebenden Häuser, versteckt sich aber in einem abgelegenen Winkel der Gmünder Kernstadt nah an der früheren Stadtmauer. Schon 1990 konnte das Dachwerk mittels dendrochronologischer Altersbestimmung um 1288 datiert werden, doch sonst war am Haus außen und innen kaum etwas zu erkennen, was sich mit diesem frühen Datum in Verbindung hätte bringen lassen. Zur Vorbereitung anstehender Sanierungen wurden im Inneren nach und nach Freilegungen vorgenommen, und es erfolgten statische Notsicherungen. Sie wurden von bauhistorischen Untersuchungen begleitet, durchgeführt im Dreierteam aus Burghard Lohrum, Götz Echtenacher und dem Verfasser. Nach der vorangehenden historischen Einleitung werden hier nun die Ergebnisse der Bauforschung vorgestellt, an die sich die Untersuchungsergebnisse zu Architekturoberflächen und Farbgestaltungen im dritten Beitrag anschließen.

Stefan King

Die ersten Freilegungen 2014 erregten Aufsehen. Auf der Suche nach einem Rundbogen, wie auf historischen Fotografien zu sehen, stieß man unter dem Außenputz auf eine große Spitzbogenöffnung an der zur Stadt gerichteten nördlichen Hauptfassade (Abb. 5). Bei der Entfernung von Wänden und Decken im Erdgeschoss kam eine archaisch erscheinende, in Teilen rußgeschwärzte Decke mit beschnitzten Balken zum Vorschein (Abb. 6). In diesem Zustand beauftragte das Landesamt für Denkmalpflege eine bauhistorische Untersuchung. Neben Aufmaßzeichnungen, Detailzeichnungen, Baualtersplänen und Fotografien lagen zuletzt die dendrochronologisch ermittelten Daten von 43 Holzproben vor (Abb. 1–2).

Errichtung des Gebäudes 1288

Heute umfasst das Gebäude drei Vollgeschosse über einem großen Kellerraum. Das hohe Dach schließt an der vorderen Schmalseite mit einem Vollwalm und nach hinten mit einem Steilgiebel ab. Die Umfassungswände von Keller und Erdgeschoss zeigen einen akkurat gefügten Werksteinverband aus teilweise recht großen Sandsteinquadern. Nach oben wird dieser von Bruchsteinmauerwerk abgelöst. Innerhalb der westlichen

Außenwand zum anstoßenden Nachbarhaus liegt ein vermauerter Zugang, durch den man anfangs das Erdgeschoss betrat (Abb. 4). Sein Spitzbogen hat eine gedrückte Form. Ein ins Mauerwerk eingelassener Riegelbalkenkanal oder Aussparungen für einen einschwenkbaren Türriegel sind nicht vorhanden. Weiter oben in der Wand und um etwa 1 m nach Süden versetzt hat sich die linke Leibung einer weiteren Portalöffnung von etwa gleicher Größe erhalten. Ein dritter Zugang führt von Norden ins Untergeschoss, diesmal rundbogig und vermutlich mit einstmals vorstehenden Kämpfersteinen. Somit waren Unter-, Erd- und Obergeschoss jeweils separat von außen her erschlossen (Abb. 3 rechts).

Links neben der erwähnten Spitzbogenöffnung in der Nordwand konnte eine zweite in Resten nachgewiesen werden. Innerhalb des jeweils rahmenden Spitzbogens lagen etwas zurückgesetzt zwei Einzelöffnungen von etwa 70 cm lichter Weite mit Mittelpfosten. Das Bogenfeld darüber war mit einer großen Steinplatte ausgefüllt, die entweder geschlossen war, kleinere Durchbrüche enthielt oder zu einem einfachen Maßwerk – angesichts der frühen Zeitstellung mit kreisrundem Pass – aufgelöst war. Ein schmaler Falz auf der Innenseite diente der Anbringung einer Verglasung. Auf der

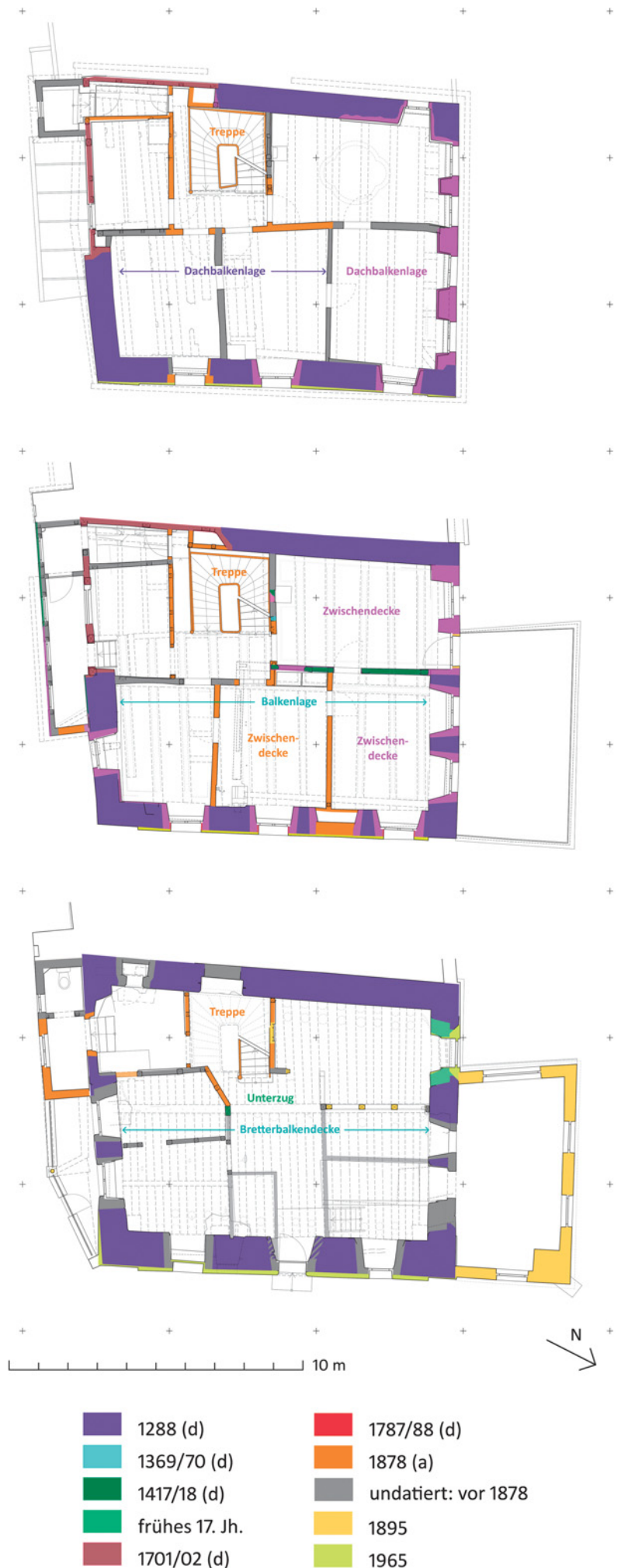
1 Baualterspläne des Erdgeschosses und der beiden Obergeschosse; es werden vor allem die Fehlstellen innerhalb der Umfassungswände des 13. Jahrhunderts deutlich.

Innenraumseite zeichnen sich die Umrissse von Wandnischen mit steiler stichbogiger Wölbung und einer Weite von jeweils 227 cm ab. Abgearbeitete Platten dürften von seitlichen Sitzbänken herrühren. Bezogen auf die Innenraumseite sind die beiden Fenster auf den Zentimeter genau symmetrisch in der Fassade angeordnet, und das Kellerportal liegt auf der Mittelachse (Abb. 3 links). Die heutige Eingangstür an der Ostseite nutzt eine ältere Nische, die Anzeichen für eine nachträgliche Schaffung erkennen lässt, nach Ausweis der restauratorischen Untersuchungen zugleich aber die Erstfassung trägt. Im Unterschied zu den nahezu orthogonalen und breit gefasten Innennischen von Portalen und Spitzbogenfenstern sind die Wandungen hier schräg ausgerichtet. Ob es sich um eine Öffnung oder um eine Wandnische handelte, konnte nicht geklärt werden.

Auch innerhalb der rückseitigen Südwand fanden sich Reste einer bauzeitlichen Befensterung, jedoch von gänzlich anderer Form. Hochrechteckige Öffnungen von 70 x 33 cm waren zu zwei Doppelfenstern gruppiert. Von den umlaufenden Fälzen auf Außen- und Innenseite war der innenliegende sicherlich zur Aufnahme verglaster Fenster vorgesehen. Die Reihung von gleich vier Öffnungen und die zu vermutende Verglasung deuten auf einen hochwertigen, gut belichteten und beheizten Raum hin: eine Wohn- oder Amtsstube. Die Fenstergruppe nahm Bezug auf eine gänzlich von der heutigen abweichende Geschossteilung, womit sie nur dem ursprünglichen Bauzusammenhang angehört haben kann.

Die Spitzbogenfenster gehörten zu einer hohen Halle, während die mehrteilige Fenstergruppe an der Südseite nach einem Bodenniveau auf etwa halber Höhe verlangt. Eine innere Trennwand zwischen hohem und zweigeschossigem Bereich müsste unweit nördlich der westlichen Zugangstür zu verorten sein, da andernfalls die Halle eine ungünstige langrechteckige Grundfläche bekommen hätte. Befunde für eine solche Wand konnten nicht entdeckt werden, was eine eingestellte Fachwerkkonstruktion vermuten lässt. Unter dieser Prämisse hätte die Halle im Grundriss rund 6 x 8 m und die Stube 4 x 4 m gemessen. Das Portal wäre im Bereich mit Zwischendecke zu liegen gekommen, was die auffallend geringe Durchgangshöhe erklären würde.

Unter der Annahme, das Bodenniveau des Erdgeschosses entsprach der Höhenlage der Türschwelle, lag es 50 cm unterhalb des heutigen Fußbodens und die Halle hätte folglich 4,5 m in der Höhe gemessen. Doch etwa 120 cm tiefer verläuft ein Mauerversatz rundherum. Wäre er das Auflager für die Decke gewesen, hätte man beim Betreten des Erdgeschosses einige Stufen hinuntersteigen müssen. Als weitere Möglichkeit könnte der Ver-





2 Längsschnitt mit Blick nach Osten: Links der Kellerabgang, über dem Erdgeschoss die Bretterbalkendecke von 1370, im ersten Obergeschoss links die 1418 eingebaute Stube mit Fachwerk von 1569, im Dach sieben schiefstehende Gespärre von 1288 und Vollwalm von 1788, rechts Ersatz des Mauerwerks durch Fachwerk von 1702.

satz als Auflager für eine Einwölbung des Untergeschosses interpretiert werden, die aufgrund des mittigen Kellerzugangs dreischiffig angelegt gewesen wäre und auf steinernen Pfeilern geruht hätte. Die Länge des Kellerraums würde recht genau einer vierschiffigen Gliederung entsprechen. Für das Obergeschoss trugen die restauratorischen Untersuchungen entscheidende Erkenntnisse bei. So lag die Geschossdecke, wie zu erwarten, auf Höhe der Türschwelle des oberen Eingangsportals. Das Obergeschoss nahm die verbleibende Höhe von 6 m bis zum Dachgebälk ein. Dieser Saal, der mutmaßlich die gesamte Grundfläche umfasste, war nach der Qualität des Wanddekors zu urteilen der bedeutendere Raum im Gebäude. An den Dachbalken finden sich Spuren einer untergenagelten Decke und einer stehenden Randleiste für den Anschluss an die Umfassungsmauern. Leider ließen sich keine Befunde zu den zugehörigen Fensteröffnungen gewinnen.

Vom Dachwerk des 13. Jahrhunderts haben sich etwa zwei Drittel der Länge von Süden her erhalten, sieben Gespärre umfassend. Die einzelnen Gespärre setzen sich aus einem frei gespannten Dachbalken, einem Sparrenpaar, einem Kehlbalken auf halber Höhe, einem Kehlriegel unter dem First, Kopfbändern und Fußhölzern zusammen. Alle Hölzer sind miteinander verblattet und die Kopfbänder unterseitig konkav ausgeschnitten. Mit ho-

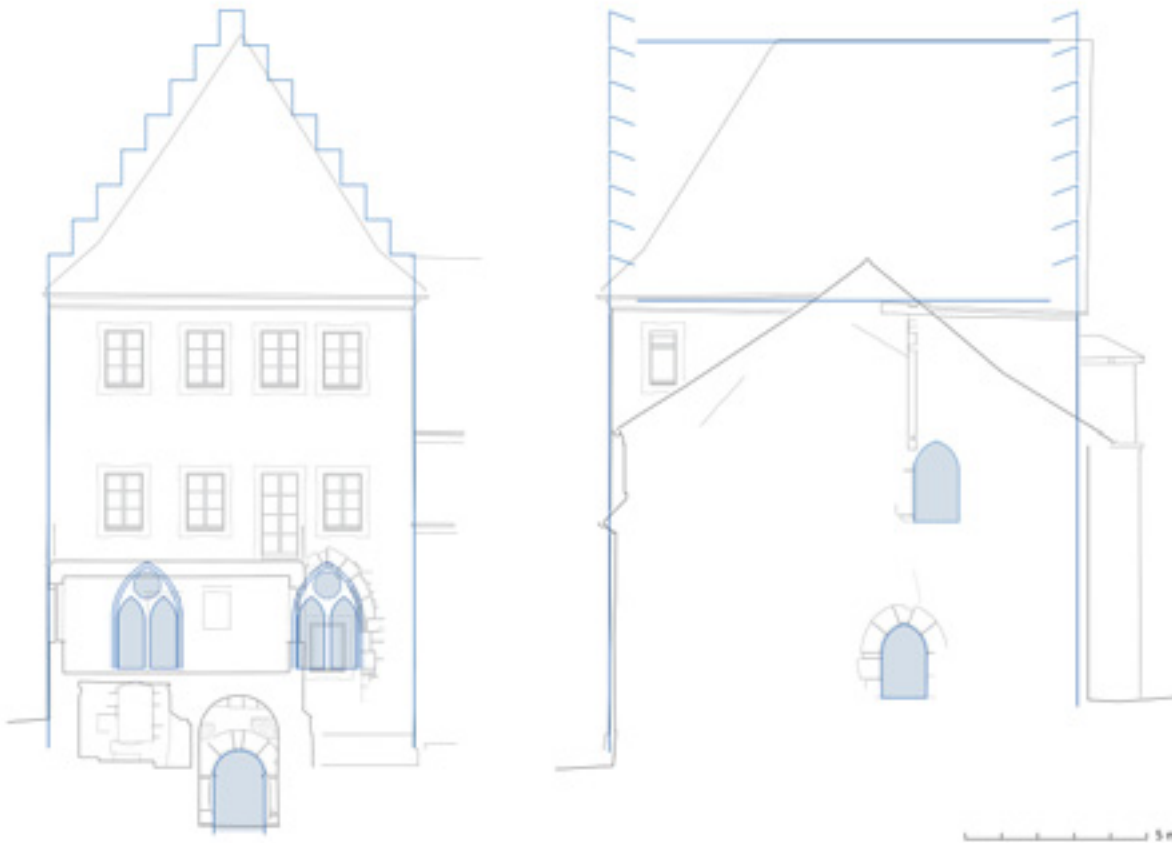
her Wahrscheinlichkeit schloss das Dachwerk mit Massivgiebeln ab, wo historische Darstellungen Staffelgiebel zeigen.

Ein Bau dieser Qualität mit Halle im Erd- und Saal im Obergeschoss kann nur von einer hier ansässigen Adelsfamilie errichtet worden sein. Doch da das rekonstruierte Raumprogramm für einen adeligen Wohnbau unvollständig gewesen wäre, liegt es nahe, den Bau als Bestandteil eines größeren Adelshofs zu interpretieren, der in städtischer Randlage ein abgeschlossenes Refugium bildete. Darunter hätte das untersuchte Gebäude vornehmlich der Repräsentation im Rahmen von Empfängen und Festlichkeiten gedient. Als Vergleichsbeispiel kann das 1270/71 dendrodatierte Schöne Haus in Basel, Nadelberg 6, herangezogen werden, das in rückwärtiger Lage ebenfalls große Säle auf zwei Geschossen besitzt und durch Spitzbogenfenster belichtet wird.

Gründlicher Umbau 1368 bis 1375

Gerade einmal 80 Jahre nach der Errichtung hohlte man das Gebäude im Inneren gewissermaßen aus und zog nun zwei neue Deckenlagen in veränderter Höhenlage ein. Das Erdgeschoss erhielt eine Bretterbalkendecke über die gesamte Grundfläche (Abb. 6). Sieben dendrochronologisch datierte Proben erbrachten einheitlich ein Fällungsdatum im Winterhalbjahr 1369/70. Die Decke besteht aus genuteten Balken und dazwischen eingelassenen, parallel liegenden Brettern, die über 8 m frei spannten.

Die sichtbaren Balkenunterseiten wurden im Querschnitt gerundet. Der Verzierung dienen erhabene Kreisscheiben an beiden Enden und in der Mitte, im Durchmesser der jeweiligen Balkenbreite angepasst. Die beiden Balkenenden sind unterschiedlich gestaltet. Die jeweils ersten Balken an beiden Schmalseiten zeigen eine gänzlich abweichende Formgebung mit einer breitgezogenen flachen Kehle zwischen sichelförmigen Ausläufen. Von oben her wurden die Lücken zwischen den Balken mit rotbraunem Lehm ausgefüllt. Darüber bildet ein Kalkestrich den Bodenbelag. Eine Decke von ähnlicher Größe ist im städtischen Umfeld nicht zu finden. Sicherlich gab es Vergleichbares im Burgenbau, wo hölzerne Inneneinbauten jedoch zumeist der Zerstörung anheimgefallen sind. Sieht man von vielfachen Deformationen ab, die die Decke im Laufe der Zeit erfahren hat, hat sie dennoch ein merkliches Gefälle mit einem Höhenunterschied von Nord nach Süd von 40 cm. Dass dieses Gefälle nicht erst in späterer Zeit eingetreten ist, sondern auf den Einbau der Decke zurückgeht, macht der Vergleich mit den horizontalen Lagerfugen des Steinwerks deutlich. Als Deckenaufleger wurden die vormals höher gelege-



3 Ansichten von Nord- (links) und Westseite (rechts) mit Überlagerung rekonstruierter Architekturelemente aus der Bauzeit um 1288 (blau): Stafelgiebel, Spitzbogenfenster und Portale in Unter-, Erd- und Obergeschoss.

nen Wandversätze grob abgespitzt. Ein Versehen – welcher Art auch immer – kann ausgeschlossen werden. Die Schiefelage betraf nicht nur die Decke, sondern ebenso den Boden des Obergeschosses, wo das Gefälle nicht ausgeglichen war.

Der Grund für die Schaffung einer solchen Schiefelage blieb im Unklaren. Möglicherweise bestanden Zwänge, indem man an der Nordseite gerade noch so über die Fensteröffnungen kommen wollte, während südlich etwa die Schwellhöhe einer Zu-



4 Westliches Eingangsportal des Erdgeschosses um 1288, sichtbar im westlich anstoßenden Nachbarhaus.

5 Freigelegte Spitzbogenöffnung in der Nordwand, ursprünglich mit zurückgesetztem Doppelfenster und möglicherweise einer Maßwerkfüllung im Bogenfeld, die zwischenzeitlich als Eingangsportal mit Außentreppe diente.

6 Um 1370 über die gesamte Grundfläche eingebaute Bretterbalkendecke, deren Balken mit Rundung und erhabenen Kreisscheiben verziert sind.

gangstür bestimmend war, die im Bereich des abgängigen südwestlichen Eckbereichs gelegen haben könnte. Doch es ist auch nicht auszuschließen, dass eine symbolische, kultische Bedeutung ursächlich war.

Die Balkenlage über dem ersten Obergeschoss spannt ebenfalls west-östlich. Die Balken tragen an der Unterseite breite Fasen. Die aufliegenden Dielen sind mittels Keilspundung verbunden. Drei beprobte Deckenbalken datieren zwischen 1366/67 und 1367/68, also wenige Jahre früher als die unterhalb liegende Bretterbalkendecke. Die Balken liegen einem Unterzug unverkämmt auf. Von einer früheren Raumteilung rühren ein Stiel, einige Riegelhölzer und Reste von Lehmflechtwerk her. Der Unterzug konnte dendrochronologisch 1374/75 und einer der Riegel 1374 datiert werden. Hinweise für eine Wohnnutzung waren nicht zu finden. Der Einbau neuer Decken kam einer Entkernung des Gebäudes gleich. Da das Dachwerk erhalten blieb, können sowohl ein umfassender Zerfall als auch eine Zerstörung durch Feuer ausgeschlossen werden. Als Anlass für den Umbau darf daher von einer grundlegenden Nutzungsänderung ausgegangen werden, die den bedeutenderen Raum vom Obergeschoss ins Erdgeschoss verlagerte und ihm die Form eines sich über die gesamte Geschossfläche erstreckenden Saals gab, der an der Nordseite eine Höhe von 3,7 m und an der Südseite von 3,3 m hatte, bedingt durch das Deckengefälle.

7 Bretterbalkendecke der um 1418 eingebauten Eckstube, unterseitig geziert mit Kehlen und Lilien, bei einem der Balken mit einer Flachschnitzerei aus Wappenschilden und Lilien.

Einbau einer Stube 1418

Dendrodaten weisen den Einbau einer Stube im Jahr 1418 nach. Mit einer Grundfläche von etwa 20 qm fand sie ihren Platz im nordöstlichen Eckbereich des ersten Obergeschosses, der eigent-

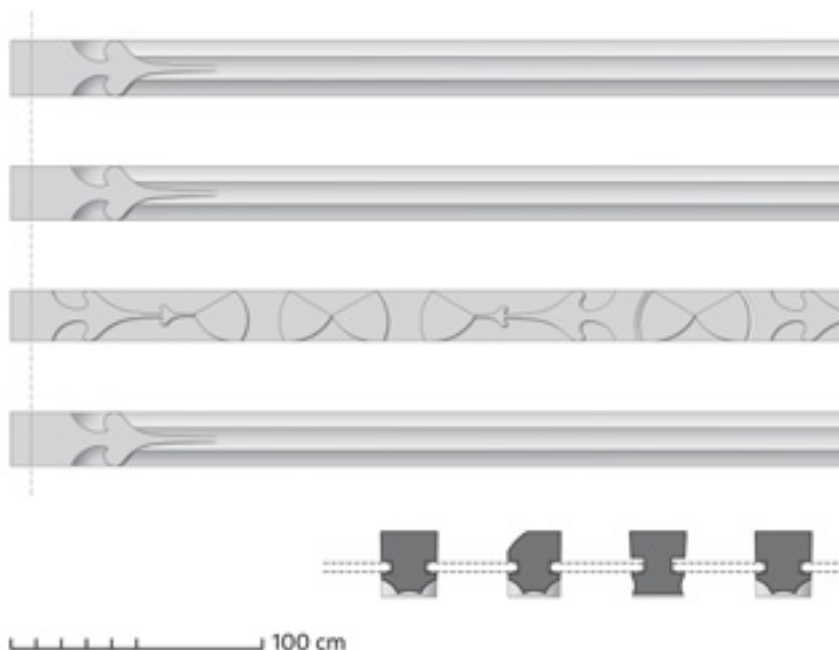


lichen Hauptecke des Hauses. Die Wandfüllung war aus Bohlen gebildet, der Ofen befand sich an der Südwand, und den oberen Abschluss bildete eine Bretterbalkendecke, die ein gutes Stück unterhalb der Geschossdecke lag. Von ihr haben sich drei vollständige Balken und viele Teilstücke an anderer Stelle im Haus wiedergefunden (Abb. 7). Sie weisen drei breite Kehlen und an den Enden Lilien auf. Einer der Balken ist mit einer durchgehenden Flachschnitzerei aus Wappenschilden und Lilien verziert (Auftaktabb.). Da auch er eindeutig Teil der Bretterbalkendecke war, darf angenommen werden, dass es sich um den mittleren von einst 15 Deckenbalken handelte.

Um das Gewicht der Stube, des Ofens, des Rauchabzugs und vermutlich eines Küchenherds abzutragen, wurde im Erdgeschoss eine Stützachse aus Unterzug, Ständern und Kopfbändern unter die Bretterbalkendecke gesetzt, die der Schiefelage der Decke folgen musste. Sie wurde bezeichnenderweise nicht in Raummitte, sondern unter der Westwand der Stube positioniert. Anhand der Einrichtung von Wohnräumen darf angenommen werden, dass das Gebäude damals eigenständig genutzt wurde und die Außenzugänge innerhalb der Westwand nicht mehr benötigt und zugemauert worden waren.

Baumaßnahmen im 16. und 17. Jahrhundert

Für das Jahr 1569 ist eine Veränderung der Eckstube nachweisbar. Ihre Wandbohlen wurden herausgenommen und durch Fachwerk mit wandhohen Andreaskreuzen ersetzt. Die Türen waren mit einer aus dem vollen Holz herausgearbeiteten, vortretenden Profilierung gerahmt. Es ist zu vermuten, dass dies Teil einer umfassenden Maßnahme war, denn auch das Äußere erfuhr eine Neugestaltung, die sich nur ungefähr der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuordnen lässt. Erhalten haben sich davon Reste an den Wandflächen innerhalb des nördlichen Vorbaus, wo eine Scheinarchitektur in Stilformen der Renaissance als Putzritzungen zum Vorschein kam. Die rechtsseitige, westliche Spitzbogenöffnung wurde von einer Portalarchi-



tektur umrahmt, wonach das Fenster zwischenzeitlich zur Eingangstür geworden war. Mit dieser Fassadengestaltung wurde in einfacher Weise eine hervorgehobene Stellung des Gebäudes zum Ausdruck gebracht, sei es durch einen hochrangigen Besitzer oder die Stadt Gmünd.

Später erfuhr das Portal durch den Einbau eines rundbogigen Türgewändes eine deutliche Größenreduzierung. Mit seiner Profilierung in Form eines Karnies lässt es sich stilistisch im 17. Jahrhundert verankern. Genau diese Situation mit Portal und hinaufführender Freitreppe zeigt die Zeichnung in der Debler-Chronik (vgl. Abb. 3 im vorhergehenden Aufsatz von Simon Paulus).

Der Keller besitzt ein weit gespanntes, flaches Gewölbe. Anhaltspunkte für seine Datierung könnte die Höhenlage des Gewölbescheitels bieten, der Bezug auf ein Bodenniveau in Höhe des westlichen Zugangs nahm. Doch obwohl der Unterzug des Erdgeschosses mit einer starken Durchbiegung auf dem Gewölbe fußt, zeigt es keinerlei Deformationen. Eine Entstehung des Gewölbes im 17. Jahrhundert ist daher naheliegend.

Außenwände aus Fachwerk 1702

Um die Südwestecke gibt es eine breite Lücke innerhalb der gemauerten Umfassungswände. Angesichts des heute sehr schadhafte Mauerwerks darf angenommen werden, dass auch damals ein Bauschaden oder Teileinsturz den Umbau auslöste. Die Lücke wurde mit Fachwerk geschlossen, das außenbündig liegt und so den Baukörper in seiner Form nicht veränderte. Nach Ausweis dendrochronologischer Datierungen wurde es 1702 zusammen mit dem südlichen Giebel dreieck abgezimmert. Auf die damalige Nutzung als Lagerbau lassen drei Ladeöffnungen schließen, die auf der Südseite in Obergeschoss und Dach übereinanderlagen. Eine Innentreppe fand in der Südwestecke Platz.

Umbau zum Wohnhaus 1788

Weitere Dendrodaten weisen den Ersatz der nördlichen Hälfte des Dachwerks um 1788 nach, als ein Vollwalm offenbar an die Stelle eines gemauerten Staffelgiebels trat. Das Baujahr deckt sich mit der Chronik Franz Xaver Deblers, wonach das Gebäude, das einst Synagoge gewesen sei, „zum Theil abgetragen, und eingerissen worden; weil man befürchtete, sie möchte sonst selbst einfallen; nunmehr aber ist dieses Haus wiederum hipsch hergestellt“. Diesen Angaben zufolge können weitere Veränderungen mit dem Jahr 1788 in Verbindung gebracht werden, in dem das Lagergebäude mit starken Eingriffen in die Baubsubstanz zu einem Wohnhaus verwandelt wurde

und im Wesentlichen das heutige Erscheinungsbild erhielt. Fensteröffnungen gleichen Formats und in Achsen angeordnet wurden ins Mauerwerk gebrochen und dafür auch Mauerpartien dazwischen ersetzt. Unter Einbeziehung älterer Wandzüge entstand eine neue Grundrissgliederung.

Bei einem Umbau 1878 wurden in beiden Obergeschossen separate Wohnungen eingerichtet. Der nördliche Vorbau erfuhr 1895 eine Aufstockung mit Flachdach. 1965 wurde das Gebäude neu verputzt, die Eingangstür an die Ostseite verlegt und die bisherige Zugangstür an der Nordseite zu einem Fenster verwandelt. Der Putzauftrag hat aufgrund von Deformationen teilweise enorme Stärke. In den leicht aufgerauten Wandflächen sind gehohlte Fensterfaschen aus Glattputz angelegt, womit das klassizistische Gepräge beibehalten wurde.

Und die Synagoge?

Für den ungewöhnlich hohen Massivbau mit seinen überraschenden Architekturformen und großem Saal ist zu vermuten, dass er um 1288 als Repräsentationsbau und Teil eines Adelshofs errichtet worden war. Ein Nachweis der Erbauer durch Inschrift oder Wappen konnte nicht erbracht werden. Zu Beginn der Untersuchung stand allerdings die Fragestellung im Vordergrund, ob die überlieferte Nutzung des Gebäudes als jüdischer Betraum bauliche Spuren hinterlassen habe. Dafür ergaben sich keinerlei gesicherte Anhaltspunkte in der Form baulicher Merkmale, Inschriften oder Funde. In der durch Friedrich Vogt bis 1674 verfassten Chronik sind diese beiden Themen miteinander verknüpft, denn dort wird das „Steinhauß“ auf das Adelsgeschlecht derer von Wolfstal zurückgeführt, von dem es die jüdische Gemeinde erworben habe. Diese Angaben beruhen auf schon damals lange zurückliegenden Überlieferungen, so dass sie die Gefahr von Verwechslungen und Verkürzungen bergen, doch sofern sie zutreffen, wäre zu fragen, wann der Übergang stattgefunden hatte. Unter den geschilderten Baumaßnahmen käme am ehesten der Umbau der 1370er Jahren in Betracht, als man den Nutzungsschwerpunkt vom Ober- ins Erdgeschoss verlagerte. Doch was hatte es mit der rätselhaften Schiefelage der Bretterbalkendecke auf sich? Sofern ihr eine kultische Bedeutung zugrunde liegen sollte, dürfte es sich nicht um einen Einzelfall gehandelt haben, sondern um ein Phänomen, dem man bei vergleichbaren Bauten bisher keine Beachtung geschenkt hat.

*Dipl.-Ing. Stefan King
Kandelstraße 8
79106 Freiburg*



„ein sehr starckes Hauß von Sandquaderstucken gebaut“ Architekturoberfläche und Farbbefunde am Gebäude Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd

Zur Vorbereitung der geplanten Instandsetzung wurde im Gebäude Imhofstraße 9 in Schwäbisch Gmünd ab Dezember 2014 zusätzlich zur Bauforschung auch eine restauratorische Bestandserfassung durchgeführt. Nach Diskussion der ersten Ergebnisse Mitte 2015 wurden die Untersuchungen erweitert und ab 2016 durch naturwissenschaftliche Analysen von Materialproben vertieft. Ergänzend zu den beiden voranstehenden Aufsätzen über die historischen Umstände und die bauhistorischen Forschungen werden im vorliegenden Bericht die bisherigen Erkenntnisse zu frühen Farbbefunden im Inneren und zur Fassadengestaltung im 16. Jahrhundert vorgestellt.

Cornelia Stegmaier

Der dreigeschossige Massivbau mit seinem 1288 datierten Dachwerk gehört zu den frühen Gmünder Steinbauten. Anfangs umfasste er einen Kellerraum, eine große Halle im Erdgeschoss und einen Saal im Obergeschoss, der sich über die gesamte Grundfläche erstreckte. In der Zeit zwischen 1368 und 1375 ersetzte man die Deckenbalkenlage durch zwei neue und schuf damit die jetzige Dreigeschossigkeit. Die Decke über dem Erdgeschoss wurde als beschnitzte Bretterbalkendecke gestaltet.

Architekturoberfläche des 13. und 14. Jahrhunderts im Erdgeschoss

Das Mauerwerk des Erdgeschosses besteht aus Quarzsandstein, der zu Quadern verarbeitet und verbaut wurde. Die in der Westwand vorhandene Eingangsöffnung hat eine sorgfältig gearbeitete und oben leicht zugespitzte Bogenform mit gebrochenen Kanten. An der Nordwand konnten zwei großformatige spitzbogige Fensteröffnungen in symmetrischer Anordnung nachgewiesen werden, die vermutlich mit Maßwerk versehen waren. Befunde zur ältesten Architekturoberfläche wurden im Bereich des ehemaligen westlichen Eingangs gesichert. Dabei handelt es sich um eine Putzschicht, die nur um die Mauerwerksfuge zu finden ist. Der brauntonige feinkörnige Kalkputz mit rauer Oberfläche wurde präzise an den Stein angepasst und ist dadurch fast nicht von der Oberfläche des Werksteins zu unterscheiden. Auf diese

Architekturoberfläche folgen in Teilbereichen ein bis zwei gebrochen weiße bis beigetonige monochrome Kalkdeckschichten. Die darauffolgende Farbschicht zeigt eine polychrome Ausmalung. In den Bereichen um die Wandöffnungen ist eine gemalte Rahmung in Form eines ockerfarbenen Bandes mit schwarzer Linierung auf einer hellen beigetonigen Rücklage vorhanden (Abb. 1; 2). Auffallend ist die Rahmung des jetzigen Osteingangs, die im Vergleich zu den Öffnungen der



1 Nordseitiges Mauerwerk des ehemaligen Westeingangs mit Befunden zur Architekturoberfläche der Bauzeit.

West- und Nordwand formal differenzierter und eventuell mit einer Bekrönung ausgeführt war. Waagrechte Linien in der ockerfarbenen Rahmung weisen zudem auf eine Quader- oder Steinmalerei hin. Unklar ist, ob es sich um eine Fensteröffnung oder um eine größere Nische handelte.

Neben der Architekturmalerei sind weitere polychrome Ausmalungen vorhanden: An der Westwand befindet sich ein Fragment, bei dem es sich eventuell um eine farbige Rahmung in Ocker-, Schwarz- und Rottönen handelt, die ein inneres Bildfeld vermuten lässt. Seine Größe wird mutmaßlich von vier Holzdübeln in der Wand angezeigt, die wohl von der Befestigung einer Holztafel an gleicher Stelle herrühren. Bezogen auf das Höhenniveau des bauzeitlichen Fußbodens würde das Bildfeld deutlich über Augenhöhe des Betrachters liegen. Weitere noch nicht geklärte Fragmente der bauzeitlichen Ausmalung befinden sich an der Wandfläche oberhalb des ehemaligen Westeingangs.

Durch die naturwissenschaftliche Analyse von mehreren Materialproben ließ sich die erste polychrome Raumfassung eindeutig beschreiben. Der Schichtaufbau mit ein bis zwei Kalkgrundierungen ist bei den Proben nahezu identisch. Die Malschicht wurde in Kalkfreskotechnik aufgetragen. Zudem enthält die farbintensive Gelbockerschicht charakteristische Rotpigmente.

Die ältesten polychromen Ausmalungen schließen nicht an die ab 1370 eingebaute Balkendecke an, sondern ziehen an der Nordwand weiter nach oben ins Obergeschoss und zeigen damit eindeutig eine zeitlich ältere Entstehung an.

Interessant ist die Farbgebung des um 1370 veränderten Raumes: Die neu eingebaute Balkendecke mit markanten kreisrunden Scheiben besitzt eine Erstfassung, die sich nach den Ergebnissen der Pigmentanalyse aus braunen und schwarzen Malschichten aufbaut, was eine Gestaltung in Form einer Maserierung vermuten lässt, ohne dass eine solche Gestaltungsweise sichtbar gemacht werden konnte (Abb. 3). Der an die Decke anschließende Putz zeigt eine ockerfarbene Malschicht – ein Hinweis darauf, dass bei Einbau der Holzdecke wohl die vorhandene Ockerfassung des Raumes belassen wurde. Die Ockerschicht unterscheidet sich jedoch deutlich von der ältesten Fassung, denn das Pigment ist grob gemahlen und der Farbauftrag erfolgte ohne Grundierung direkt auf den Putz.

Architekturoberfläche des 13. und 14. Jahrhunderts in den Obergeschossen

Am Übergang vom Erdgeschoss zum ersten Obergeschoss ist eine Veränderung der Mauerwerktechnik festzustellen: Das bislang im Erdgeschoss



aus werkmäßig zugearbeitetem Quarzsandstein bestehende Quadermauerwerk setzt sich als geringer dimensioniertes Mischmauerwerk aus Angulatsandstein, Backstein und einzelnen Quarzsandsteinen nach oben fort.

Da im 18. Jahrhundert die Raumhöhe durch eine tiefer eingebaute Balkenlage mit Stuckdecke verringert wurde, konnten sich in dem so entstandenen Zwischenraum Putze und Fassungen aus mehreren Jahrhunderten erhalten (Abb. 4).

Der älteste Putz auf dem Bruchsteinmauerwerk ist ein beigetoniger bis brauner Kalkputz mit einer

2 *Ehemaliger Westeingang mit ockerfarbener Rahmung und schwarzer Linierung der Bauzeit.*

3 *Die rußgeschwärzte Balkendecke von 1370 im Erdgeschossraum und das Treppenhaus von 1878. Dahinter befindet sich der bauzeitliche Westeingang.*





4 Bereich zwischen den beiden Decken im Nordwestraum am Übergang der Westwand zur Nordwand mit Befunden zur bauzeitlichen Ausmalung und der letzten Raumfassung vor Einbau der Barockdecke.

weißtonigen Glätte als Abschluss. Da die Putzschicht flächig deckt und dabei Niveauunterschiede ausgleicht, liegt sie in einer Stärke von 1 bis 2 cm vor – ein deutlicher Unterschied zum ältesten Putz im Erdgeschoss! Die älteste Farbschicht ist eine beigetonige Deckschicht in Kalktechnik mit verbräunter Oberfläche. An mehreren Stellen konnte eine polychrome Ausmalung in Rot- und Grüntönen festgestellt werden, wobei die Darstellung nicht vollständig geklärt ist. Bislang ist eine großformatige Rankenmalerei erkennbar (Abb. 5; 6).

Nachweise der beschriebenen Malerei befinden sich auch an der Ost- und Südwand des zweiten Obergeschosses, wonach es zur Bauzeit nur einen einzigen hohen Obergeschossraum gegeben hatte. Dies konnte auch durch den Vergleich der Materialproben und den dadurch festgestellten identischen Schichtaufbau bestätigt werden.

Die Palette der verwendeten Farbmittel reicht von Krappwurzel, Eisenoxidrot bis „Mennigerot“ (gelbes bis gelbrotes Bleioxid). Die Bindemittelmatrix zeigt Protein mit wenig Kalk, in den Grundierschichten Kalk mit geringem Anteil an Protein. Eine

5 Bereich zwischen den beiden Decken im Nordwestraum, Blick auf die Westwand. Befunde zur bauzeitlichen Ausmalung sowie zum Umbau 1370 und zur letzten Raumfassung vor Einbau der Barockdecke.



Kalkfreskobindung wie bei der ältesten Fassung im Erdgeschoss liegt nicht vor.

Von einer darauf folgenden Ausmalungsphase wurden an mehreren Stellen Fragmente von gemalten Trauben in Grün- und Schwarztönen festgestellt. In den 1370er Jahren wurde die jetzige obere Balkendecke eingebaut und der ehemals circa 6 m hohe Obergeschossraum in zwei Obergeschosse geteilt. An den Wandflächen konnten zwei beigetonige Deckschichten in Kalktechnik, mit Bemalung in Schwarz und Ocker befundet werden. In der dritten Fassung ist eine aufwendig gemalte ornamentale Dekoration vorhanden, ein möglicher Hinweis auf weiter differenziert gestaltete Raum- oder Wandbemalungen. Bevor der Nordwestraum durch Veränderungen des 18. Jahrhunderts umgestaltet wurde, bestand die Wanddekoration aus einer ockerfarbenen Rahmung am Übergang zur Decke sowie einer vertikalen Rahmung der Raumecken. Die übrigen Wandflächen waren gebrochen weiß.

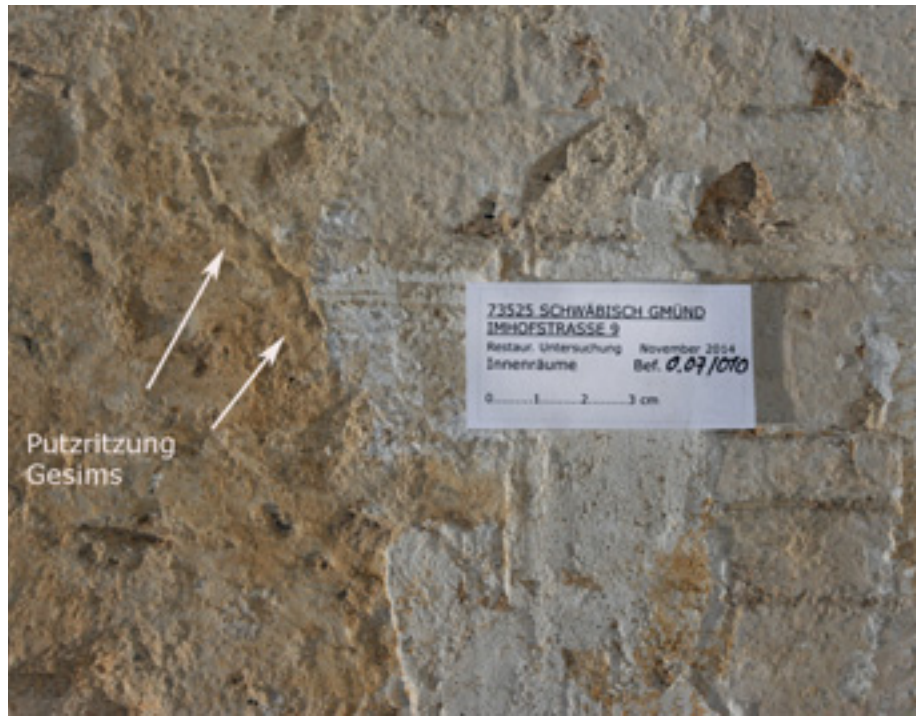
Die Nordfassade im 16. Jahrhundert

Im Jahr 1895 wurde an die Nordseite ein Vorbau mit Terrasse angefügt, in dem sich an der ursprünglichen Außenwand des Hauptbaus eine Fassadengliederung des 16. Jahrhunderts in Resten erhalten hat.

Damit war eine bauliche Veränderung verbunden, bei der das westliche Spitzbogenfenster als Eingang zum Gebäude umgestaltet und das östliche Fenster durch eine sehr viel kleinere Öffnung mit stichbogigem Sturz verkleinert wurde. Ab 1573/74 erfolgte der Anbau des Gebäudes Imhofstraße 11, sodass spätestens zu dieser Zeit die Eingänge von Westen her geschlossen werden mussten.

Die Fassade wurde durch eine in Putz geritzte Gestaltung hervorgehoben. Der egalisierend aufgetragene beigetonig-ockerfarbene Kalkputz ist feinkörnig und hat eine körnig-raue Oberfläche. Er schließt nach oben mit einer dickschichtigen weißen Kalkglätte ab (Abb. 7).

Die Putzritzungen zeigen eine Schichtung, die sich über die gesamte Wandfläche erstreckte und an der Nordostecke als Lisene von knapp 125 cm Breite ausgestaltet ist und in scheinperspektivischer Darstellung leicht vortritt. Um die westliche Spitzbogenöffnung deutet sich eine rahmende Portalarchitektur an. Sie lässt einen Architrav mit Zahnfries erkennen, doch ist das Motiv in seiner Gesamtheit nicht mehr nachvollziehbar. Mutmaßlich hatte man zugleich die Öffnung nach unten erweitert und damit die Doppelfensteröffnung zu einer hohen Portalöffnung umgeformt. Im Spitzbogen finden sich auf der breiten Schräge weitere Ritzlinien, die kassettierte Felder mit eingezogenen Ecken andeuten. Die östliche Spitzbogenöffnung



war bereits vermauert, und es fand sich dort lediglich eine kleine hochliegende stichbogige Öffnung mit Rücklage. Ihre Wandungen tragen ebenfalls eine Kassetierung mit im Viertelkreis eingezogenen Ecken. Von einer Rahmung hat sich nur eine kleine Fläche mit horizontalen Ritzungen in dichter Folge erhalten.

Da die Ritzungen nur im Streiflicht zu erkennen sind, bildeten sie nicht die eigentliche Gestaltung, sondern waren nur die Vorzeichnung. Eine Differenzierung erfolgte durch einen Wechsel zwischen rauen und geglätteten Oberflächen. Die dazugehörige Fassung zeigt eine graubraune Deckschicht in Kalktechnik, die vermutlich nur als Grundierung für die nachfolgende Kalkfassung in Weiß- und Ockertönen diente. Diese Farbgebung erscheint zwar recht subtil, konnte über die ganze Fläche aber sicher ihre Wirkung entfalten. Die Portalrahmung hat formale Ähnlichkeit mit der im nahegelegenen Göppinger Schloss ab 1550 ausgeführten Architekturmalerei.

Fazit

Durch die restauratorische Untersuchung konnten in der Hauptsache Architekturmalereien und freie Ornamentformen als Wanddekoration nachgewiesen werden. Daneben kamen auch kleinteilige Malereimotive zum Vorschein, die wegen ihrer fragmentarischen Erhaltung keine weitergehende Interpretation erlaubten. Durch die naturwissenschaftliche Analyse von Materialproben ließen sich Zusammenhänge aufzeigen, die in Verbindung mit den Ergebnissen der Bauforschung die Geschossteilung und die Bedeutung der einzelnen Geschossebenen klären konnten.

Literatur und Quellen

Cornelia Stegmaier: Schwäbisch Gmünd, Gebäude Imhofstraße 9, restauratorische Untersuchung mit Bericht vom März 2015 und Aktualisierung 2017.

Götz Echtenacher/Stefan King/Burghard Lohrum: Schwäbisch Gmünd Imhofstraße 9, Bauhistorische Dokumentation vom August 2015 und Aktualisierung August 2016.

Simon Paulus: Die Architektur der Synagoge im Mittelalter, Überlieferung und Bestand, Michael Imhof Verlag 2007, S. 209–210.

Klaus Graf: Zur Topografie der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, Teil 1/2001 und Teil 2/2002, Einhorn Jahrbuch Schwäbisch Gmünd.

Richard Strobel: Die Kunstdenkmäler der Stadt Schwäbisch Gmünd, Band III, Profanbauten der Altstadt, Deutscher Kunstverlag 1995, S. 110–111.

Glossar

Kalkfreskotechnik

Technik der Wand- und Deckenmalerei, bei der zuvor in Wasser eingesumpfte Pigmente auf den frischen Kalkputz oder die Kalkgrundierung aufgetragen werden. Bei der Carbonatisierung des Kalkes werden die Pigmente in den Putz eingebunden, wodurch die Malschicht ausreichende Stabilität erlangt.

Cornelia Stegmaier

Lindenbronn 17

73116 Wäschenbeuren

6 Detail aus Abb. 5, ockerfarbene Raumausmalung ab 1370. In den darunterliegenden Malerschichten ist die bauzeitliche Fassung erhalten.

7 Ehemalige Nordfassade mit als Putzritzung ausgeführter Architekturoberfläche des 16. Jahrhunderts. Im Detail der westlichen Portalrahmung ist ein Profilgesims erkennbar.

„Expressiver Realismus“ im sakralen Raum Wandmalereien von Wilhelm Geyer in Blaubeuren



Mit Blaubeuren verbindet man in erster Linie den historischen Stadtkern mit Kloster und Blautopf und seit Eintragung der Höhlen und Eiszeitkunst der Schwäbischen Alb als UNESCO-Welterbe auch die Höhlen im Achtal bei Blaubeuren. Jahr für Jahr lockt die Stadt zahlreiche Touristen an.

Vielen unbekannt sind die außergewöhnlichen Wandmalereien von Wilhelm Geyer in der Kirche Mariä Heimsuchung außerhalb des Altstadt-kerns, die ebenfalls einen Besuch lohnen. Wilhelm Geyer, dessen Werke während des Nationalsozialismus als „entartet“ galten und aus den Museen in Ulm und Stuttgart entfernt wurden, schuf die Wandmalereien in der Kirche Mariä Heimsuchung im Jahr 1946, unmittelbar nach Kriegsende. Der Wunsch der Gemeinde, den Erhaltungszustand der Wandmalereien zu prüfen, mündete 2017 in eine umfangreiche Bestandsaufnahme, Untersuchung und Dokumentation durch die Restaurierungswerkstatt des Landesamtes für Denkmalpflege, die nun als Grundlage für eine anstehende Konservierungsmaßnahme dient.

Teresa Kolar

1 Kirche Mariä Heimsuchung in Blaubeuren, Westfassaden.

Die Kirche Mariä Heimsuchung befindet sich außerhalb der Altstadt in der Karlstraße. Der aus Kalktuff bestehende und außen steinsichtige Bau im neoromanischen Stil wurde 1894/95 als Pfeilerbasilika mit Chorquadrat und Apsis nach Plänen des Architekten Richard Raisch erbaut (Abb. 1). Der Kircheninnenraum mit basilikalem Aufriss zeigt sich im Schiff recht schlicht mit einer farbig

gestalteten Holzdecke und einer Rekonstruktion der ersten Ausmalung von 1894/95. Ein starker Kontrast besteht zwischen der schlichten Wirkung der Raumfassung im Kirchenschiff und der expressiven, farbintensiven Malerei von Wilhelm Geyer im Chorraum (Abb. 2)

Bau- und Restaurierungsgeschichte

Aus dem Anwachsen der katholischen Bevölkerung in der evangelisch geprägten Stadt erwuchs der Wunsch nach einer eigenen Pfarrei. Dank zahlreicher Spenden konnte am 13. September 1894 der Grundstein gelegt werden. Mit dem Bau der Kirche wurde der Architekt Melchior Richard Raisch beauftragt, die Weihe erfolgte bereits am 23. Oktober 1895 durch Bischof Wilhelm von Reiser unter dem Titel „Mariä Heimsuchung“. Von außen entsprach der Bau bereits 1895 dem heutigen Erscheinungsbild. Zur Innenraumgestaltung kann aufgrund fehlender Aufzeichnungen keine Aussage getroffen werden.

Eine erste Renovierung führte 1914 zu einer farbigen Ausgestaltung des Kircheninnenraums durch den Rottenburger Künstler Eugen Stehle. Wie diese Ausmalung genau aussah, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen, da bisher keine Aufzeichnungen und Fotografien aufzufinden waren. Rückschlüsse auf diese „Renovierungsphase“





2 Innenansicht,
Blick zum Chor.

lassen sich allein durch die Freilegung und Rekonstruktion dieser Raumgestaltung durch die Restaurierung von 1983 gewinnen. Demnach waren sämtliche Fensterlaibungen und Kapitelle mit einer ornamentalen Malerei versehen. Die Steinpfeiler waren mittels Lasuren farbig gefasst, um den Effekt mehrfarbiger Natursteine zu imitieren. In dieser Weise wurden auch Steinimitationen auf Putzflächen ausgeführt.

Ausgenommen von der sonst rein ornamentalen Gestaltung des Kirchenraumes war die Wandfläche über dem Chorbogen mit der Darstellung des thronenden Christus geschmückt, flankiert von Maria zu seiner Rechten und Johannes zu seiner Linken. Gegenstand der Ausmalung von 1914 waren zudem gemalte Weihekreuze.

1946 beauftragte die Kirchengemeinde dann den Ulmer Künstler Wilhelm Geyer mit der Neugestaltung des Chorraums (Abb. 3). Damit verbunden waren auch bauliche Eingriffe: Die zwei bauzeitlichen Apsisfenster wurden zugemauert und dafür zwei neue Lichtschlitze gemauert. Des Weiteren wurde das Kreuzgewölbe im Chor entfernt, der Chorraum erhöht und eine flache Holzdecke eingebaut sowie der Altar um eine Stufe erhöht. Die neue Chorausmalung erstreckt sich über alle Putzflächen, vom vorderen Chorbogen bis hin zur Apsis. Da Wilhelm Geyer nur mit der Neugestaltung des Chors beauftragt wurde, kann man vermuten, dass er in seiner Farbauswahl Rücksicht auf die im

Langhaus noch vorhandene Malerei von 1914 genommen hat. Die frühere Ausmalungsphase im Chor wurde von Geyer komplett überdeckt.

Bereits 1956 kam es zu einer erneuten Renovierung, bei der man die Malereien von Stehle im Schiff monochrom übermalte.

Die Eintragung der Kirche in das Denkmaltbuch erfolgte im Jahre 1974 als ein klar und qualitativ gestaltetes Beispiel für den historisierenden Kirchenbau des späten 19. Jahrhunderts. Zudem rechnete man die Ausmalung von Wilhelm Geyer „künstlerisch und wohl auch thematisch zu seinen besten Arbeiten“.

In den 1980er Jahren kontaktierte das bischöfliche Ordinariat das Landesdenkmalamt, da man einen Abriss und einen größeren Kirchenneubau für die wachsende katholische Bevölkerung in Blaubeuren anstrebte. Da sich die Denkmalpflege allerdings vehement gegen dieses Vorhaben stellte, folgte 1981/84 stattdessen eine weitere Renovierungsphase. Diese beinhaltete das Einbringen einer Drainage und eines neuen Fußbodens inklusive Fußbodenheizung sowie die Erneuerung der Dachdeckung. Außerdem erfolgte eine Absenkung der Orgelempore, verbunden mit einer Neugestaltung des Aufgangs. Eine wesentliche Veränderung des Erscheinungsbildes im Kircheninneren brachte die Freilegung der Malereien von 1914 und eine an diesen Fassungsbestand angelehnte Überarbeitung der Malereien im Schiff.



3 Signatur
Wilhelm Geyers.



4 Chorraum, Ansicht während der Untersuchung.

Im Jahr 2010 wurde in die Kirche eine neue Orgel eingebaut, deren Oberflächen vom Künstler Hermann Geyer, dem Sohn von Wilhelm Geyer, gestaltet wurden.

Wilhelm Geyer

Wilhelm Adolf Geyer wurde am 24. Juni 1900 in Stuttgart geboren. Sein Studium absolvierte er von 1919 bis 1926 an der Kunstakademie in Stuttgart, wo er Meisterschüler von Christian Landenberger war. Sein Umzug nach Ulm im Jahr 1926 markiert den Beginn seiner künstlerischen Laufbahn als freier Maler. 1928 heiratete er Klara Maria Seyfried, mit der er sechs Kinder bekam. 1929 beteiligte er sich an der Gründung der Künstlergruppe „Stuttgarter Neue Sezession“, einer Abspaltung junger Künstler von der 1923 gegründeten „alten“ Sezession. Die Gruppe zeichnete sich dadurch aus, dass sie die „Jury“ abschaffte, die traditionell über die Auswahl der auszustellenden Werke entschied, und sich auf eine künstlerische Richtung, nämlich den „expressiven Realismus“ festlegte.

Geyer gilt als einer der bedeutendsten Vertreter der religiösen Kunst des 20. Jahrhunderts, sein Œuvre zeichnet sich insbesondere durch eine große Bandbreite verschiedenster Techniken aus. Im Bereich der Wandgestaltung fertigte er sowohl

5 Chornordwand, Bildmontage.

Wandmalereien und Sgraffitos als auch Mosaik und mit Ziegelriemen gestaltete Wandoberflächen. Bekannt wurde er aber vor allem durch seine Glasfenster, die er für fast 200 sakrale Gebäude entwarf. Dabei überwogen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Zeichnungen mit religiöser Thematik. In der Zeit des Nationalsozialismus wurden Geyers Arbeiten als „entartete Kunst“ erklärt und aus den Museen in Stuttgart und Ulm entfernt. Aufgrund Geyers Verbindung mit dem Kreis der „Weißen Rose“ um die Geschwister Scholl kam er nach deren Hinrichtung in 100-tägige Gestapohaft. 1945 bekam Wilhelm Geyer eine Netzhautentzündung, die zur Erblindung seines linken Auges führte. Von 1948 bis 1968 erhielt Geyer mehr als 30 Wandbildaufträge und 183 Aufträge für Glasfenster.

Bildprogramm der Chorausmalung in Blaubeuren

Betritt man den Kirchenraum, springt einem als erstes die in roten Tönen gehaltene Apsis mit der Majestas Domini ins Auge (Abb. 4): im Zentrum Christus in der Mandorla, zu seiner Rechten kniet Maria und zu seiner Linken Johannes der Täufer, über ihnen sind die vier geflügelten Wesen als Sinnbilder der Evangelisten dargestellt.

In der Sockelzone sind drei Bildfelder mit je zwei stehenden Figurenpaaren zu sehen, die ihren theologischen Bezug im „Magnificat“ haben, der Lobpreisung Mariens bei der Begegnung der beiden schwangeren Frauen, Maria und Elisabeth (Mariä Heimsuchung): In der Mitte Maria und Elisabeth, links Hanna und Samuel, rechts Abraham und Sara. Im Apsisbogen bilden die klugen und törichten Jungfrauen den Bezug zum Weltenrichter als Parabel der Vorbereitung auf das Reich Gottes und die Erlösung.

Auf der Chorostwand seitlich der Apsis zieren je acht gleich gestaltete Köpfe in rautenförmigen Rahmen die schmalen Wandvorlagen. In den Zwickeln darüber befinden sich zwei stehende Figuren mit Buch und Schriftrolle, bei denen es sich vermutlich um die Propheten Elija und Jesaja handelt. Den oberen Abschluss dieser Wandfläche bildet die Figurengruppe der zwölf Apostel, die mit ihren jeweiligen Attributen gekennzeichnet sind.

Die Chorausmalung wird von den Farben Gelb (Gold) in der oberen Zone der Chorbogenwand, Rot in der Apside und Blau in der unteren Ebene dominiert.

Auf der Nord- und Südwand des Chorquadrats entfalten sich je drei Bildregister und eine etwas höhere Sockelzone mit rechteckigen Feldeinteilungen. Die Chorsüdwand zeigt Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers, die Chornordwand aus dem Leben Jesu. Die Chornordwand beginnt oben mit der Anbetung der heiligen drei Könige.

Das mittlere Bildfeld stellt den Einzug Jesu in Jerusalem dar, nach unten schließt sich die Kreuzigungsszene an.

Die Chorsüdwand zeigt im obersten Register links eine Darstellung von Jesus und Johannes, hierbei erkennt Johannes Jesus als das Lamm Gottes. Die Inschrift „Ecce Agnus Dei“ befindet sich in der Mitte des oberen Registers über dem Fensterbogen. Die beiden Gestalten rechts in dieser Bildszene verfolgen aufmerksam das Aufeinandertreffen von Jesus und Johannes. Die mittlere Bildszene ist, wie die obere, durch das Fenster unterteilt. Links im Bildfeld ist die Taufe Christi dargestellt, rechts des Fensters zwei Engel, die das Gewand des Himmels für Jesus bereithalten. Das unterste Register erzählt von der Enthauptung Johannes des Täufers. Links kniet Johannes mit den Händen über dem Herz gekreuzt, daneben sein Vollstrecker. In der rechten Bildhälfte ist ein Jüngling mit Schale dargestellt, mit der er das Haupt des Johannes zur königlichen Gesellschaft bringen soll. Außerdem zeigt Geyer rechts außen noch Herodes in sehr starker Pose.

Die Zwickel der Rückseite des Chorbogens gestaltete Geyer mit der Darstellung des Gleichnisses vom reichen Mann und vom armen Lazarus. In der Laibung des Chorbogens sind in jeder Hälfte neun Medaillons mit Büsten von Engeln und dem Lamm Gottes im Scheitel des Bogens gemalt.

Bestandsaufnahme und Untersuchung der Wandmalereien

Anlass einer ersten Begutachtung der Wandmalereien durch die Restaurierungswerkstatt des Landesamtes für Denkmalpflege war der Antrag der Kirchengemeinde auf eine denkmalschutzrechtliche Genehmigung einer Restaurierung der Chormalereien von Geyer. Grundlage war ein Gutachten, das sich nicht mit dem tatsächlichen Bestand auseinandergesetzt hatte, sondern eine summarische Auflistung von Maßnahmen beinhaltete, ohne die besonderen material- und maltechnischen Merkmale der Wandmalereien sowie das spezifische Schadensbild und einen darauf abzustimmenden Umgang zu berücksichtigen. Um der Kirchengemeinde die Kosten für eine fachlich qualifizierte Bestandsaufnahme zu ersparen, fiel die Entscheidung seitens des Fachgebiets Restaurierung, diese Grundlagen in Eigenleistung und als Abschlussprojekt eines zweijährigen Volontariats zu erbringen.

Vor Beginn der Arbeiten vor Ort wurde nach Bauplänen, Umbau- und Restaurierungsakten gesucht sowie zu Entwürfen von Wilhelm Geyer recherchiert.

Grundlage für die Untersuchung der Chorausmalung vor Ort war die Anfertigung von Bildplänen,



7 Chorsüdwand, Mörtelergänzung von Wilhelm Geyer mit neu gemaltem Oberkörper Johannes' des Täufers, Streiflicht.



6 Kopf der Trauernden rechts der Kreuzigungs-szene.

um Bestand, Zustand und Schäden an den Malereien auch grafisch erfassen zu können. Hierzu wurde vom Landesamt für Denkmalpflege, in Zusammenarbeit der Fachgebiete Restaurierung und Bauforschung, Baudokumentation und Fotografie, der Grundriss der Kirche vermessen, aus dem sich eine Nummerierung zur Einteilung der Wandbereiche (Bereichseinteilung) entwickelt. Anschließend wurde die Chorausmalung in etwa 2 qm großen Bildausschnitten durchfotografiert, sämtliche Aufnahmen eingemessen und abschließend zu den fertigen Bildplänen montiert (Abb. 5). Für die „Bereichseinteilung“ von Schiff und Chor mit einer Abwicklung der Wandflächen wurden Buchstaben und Nummerierungen vergeben, die eine Lokalisierung und Zuordnung sämtlicher Einzelaufnahmen, Befunde und Schriftstücke zu einem klar definierten Bereich ermöglichen.

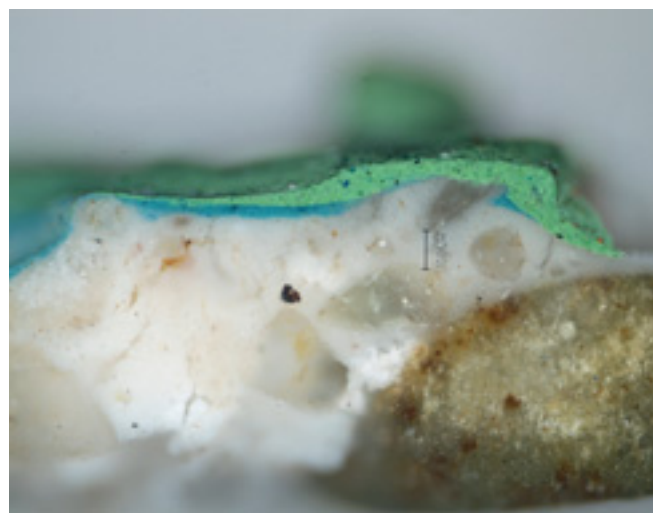
Die Untersuchung der Wandmalereien erfolgte mit einem Rollgerüst, mit dem lediglich die untere Wandhälfte erreicht werden konnte.

Aufbau der Malereien und Maltechnik

Die Untersuchung ergab, dass Wilhelm Geyer die vorhandene Malerei von 1914 mit einer dünnen Mörtelschicht abdeckte, um anschließend seine Malerei anzulegen. Geyer ritzte die Konturen in den noch feuchten Putz ein und trug anschließend die Farben auf, wodurch es zu einer freskalen Bindung der Pigmente kam (Abb. 6). Teilbereiche der Wandflächen gestaltete Geyer in einer Sgraffito-Technik. Auf dem frisch aufgetragenen Putz wer-

den dabei klar begrenzte Flächen farbig angelegt und anschließend die farbliche Oberfläche wieder abgekratzt, sodass diese Konturen oder Binnenlinien weiß erscheinen. Im Fall der Chorausmalung wurde diese Technik beispielsweise bei den Rahmungen der Bildregister und dem Apsisbogen angewendet.

In den Malereiflächen sind größere Putzergänzungen vorhanden, die aufgrund ihrer technischen Merkmale eindeutig Wilhelm Geyer zuzuschreiben sind. Vermutlich war er nach Fertigstellung einzelner Partien mit dem Ergebnis nicht vollkommen zufrieden, sodass er Teile einzelner Figuren herauschnitt, den Putz an dieser Stelle erneuerte und die Figur neu malte (Abb. 7). Diese Vorgehensweise ist seit dem Mittelalter bei Freskantem üblich, denn nur so lässt sich die Bildanlage korrigieren.



8 Anschliffprobe 0013, Mörtel mit aufliegender blauer und grüner Malerschicht.



Da neben diesen Ausbesserungen noch weitere Kittungen und Retuschen sowie Schwammreste festgestellt wurden, ist davon auszugehen, dass nach 1946 Maßnahmen an den Chormalereien stattgefunden haben. Aufzeichnungen hierzu liegen nicht vor.

Für Materialanalysen wurden kleinste Malschichtproben entnommen und in einem Labor naturwissenschaftlich untersucht. Um eine Aussage zu den verwendeten Pigmenten und dem Bindemittel machen zu können, wurden die Proben zum einen eingebettet, um Anschliffe anfertigen zu können, und zum anderen lose Materialproben (Streupräparate) mittels Rasterelektronenmikroskop und Infrarotspektroskopie untersucht. Die gewonnenen Ergebnisse wurden mit Referenzproben abgeglichen.

Die Analysen ergaben, dass Geyer sowohl natürliche Pigmente als auch moderne, künstlich hergestellte Pigmente verwendet hat. In allen analysierten Proben wurde eine Bindemittelmatrix aus Kalk und Protein nachgewiesen. Aus den vor Ort gemachten Beobachtungen zur Werktechnik und den naturwissenschaftlichen Analysen ergibt sich, dass es sich bei Geyers Maltechnik um ein Fresko mit einer Bindemittelzugabe, nämlich Kalkkasein, handelt (Abb. 8).

Weitere Aufschlüsse zu den verwendeten Pigmenten und der Arbeitstechnik konnten über fotografische Aufnahmen in verschiedenen Spektren gewonnen werden, die vom Leiter des Studiengangs Konservierung und Restaurierung von Wandmalerei, Architekturoberflächen und Stein-

polychromie der Kunstakademie in Stuttgart durchgeführt wurden. Bei der Untersuchungsmethode der spektralen Fotografie wurden die Wandmalereien mit unterschiedlichen Lichtquellen bestrahlt (Abb. 9). Zum Einsatz kommt sichtbares Licht (Tageslichtlampen) sowie die für das menschliche Auge unsichtbare ultraviolette Strahlung und Infrarotstrahlung.

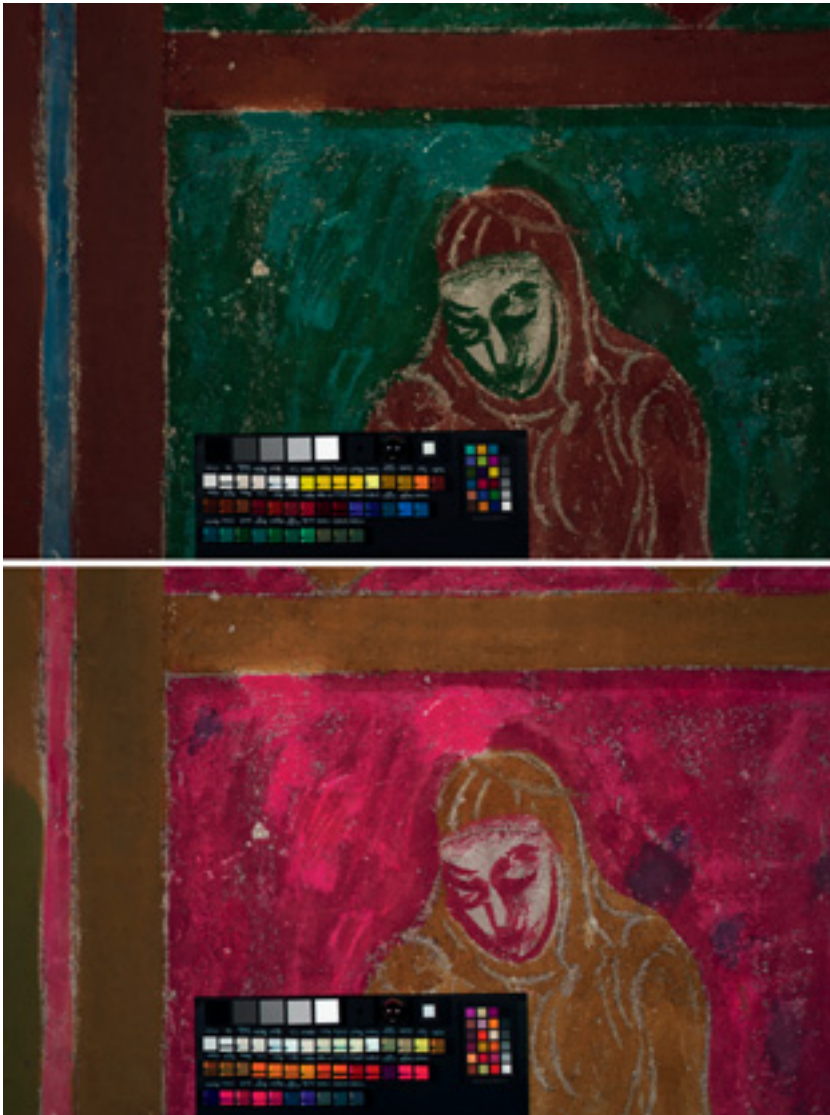
Durch die verschiedenen Wellenlängen der Strahlungen können auf unterschiedlichen Ebenen der Malerei Phänomene sichtbar gemacht werden. Durch UV-Strahlung sind Oberflächenphänomene besser zu erkennen, IR-Strahlung eignet sich besonders für tiefer liegende Schichten und sichtbares Licht wird für die Farbansprache genutzt. So lässt sich eine relative Aussage zu den von Geyer verwendeten Materialien und auch zu eventuellen späteren Ausbesserungen und Ergänzungen treffen.

Maßnahmenkonzept

Neben den Untersuchungen zur Werk- und Maltechnik wurde der Bestand auf Schäden untersucht. Dabei wurden Hohlstellen, also Abhebungen des Putzes vom Träger, festgestellt, bei denen es sich überwiegend um stabile und in sich verspannte Putzpartien handelt. Weiterhin ließen sich Mörtelausbrüche, Kratzer, partielle Malschichtverluste und in geringem Umfang auch kreadende Malschichten nachweisen.

Alle Erkenntnisse über Aufbau, Werktechnik, Bestand und Schäden wurden schriftlich festgehalten.

9 Chornordwand, Ausschnitt aus der Kartierung, Ausbesserungen von Wilhelm Geyer.



10 Multispektralaufnahme. Oben: sichtbares Licht (Tageslicht), unten: Infrarot-Falschfarben. Ergänzungen sind als dunkle Bereiche erkennbar.

ten und in den Bildplänen kartiert (Abb. 10). Die Dokumentation diente als Grundlage für ein im September 2017 entwickeltes, differenziertes Maßnahmenkonzept mit einer Kostenermittlung. Die Bestands- und Schadenserfassung ergab, dass sich die Malereien in der Summe in sehr gutem Erhaltungszustand befinden. Das speziell auf diese Malerei abgestimmte Konservierungskonzept sieht die Sicherung von abgelösten Putzpartien, eine partielle Putz- und Malschichtfestigung sowie das Kittieren von größeren Fehlstellen vor. Besondere Aufmerksamkeit erfordert die Abnahme der Oberflächenverschmutzung, da sich die Malerei aufgrund der extrem starken Körnung der Oberflächen nicht mit herkömmlichen mechanischen Verfahren reinigen lässt. Daher wird hier ein besonders schonendes Strahlverfahren mit Latexgranu-

lat zum Einsatz kommen. Für die Restaurierung der Wandmalereien und die Reinigung der Raumschale in der Kirche Mariä Heimsuchung hat das Land Denkmalfördermittel in Höhe von gut 18 000 Euro bereitgestellt.

Fazit

Aus einem ersten Ortstermin hat sich aufgrund der Bedeutung der Wandmalereien von Wilhelm Geyer und ihrer Besonderheiten in der maltechnischen Ausführung ein Projekt des Fachgebietes Restaurierung mit einer umfangreichen Untersuchung und Dokumentation zu Bestand und Zustand entwickelt. Es handelt sich hierbei auch um die erste Arbeit, die sich mit werktechnischen Aspekten der Wandmalereien von Wilhelm Geyer beschäftigt.

Bleibt zu hoffen, dass diese außergewöhnliche Ausmalung der Kirche Mariä Heimsuchung in Zukunft stärkere Beachtung und eine ihrem Rang angemessene Würdigung erfährt und damit einhergehend auch mehr Besucher aus dem Altstadtkern Blaubeurens anlockt.

Literatur und Quellen

Teresa Kolar: Blaubeuren, Mariä Heimsuchung, Untersuchungsbericht und Maßnahmenkonzept, Esslingen, 2017.

Ursula und Reiner Drewello: Analyseergebnis AN 3123, Blaubeuren; kath. Kirche Mariä Heimsuchung, Malschichtproben, Bericht vom 23. 09. 2017.

Alois Keck: Mariä Heimsuchung Blaubeuren, Regensburg 1995.

Hans-Peter Kneer: Katholische Pfarrkirche „Mariä Heimsuchung“, Blaubeuren. Bericht über eine Untersuchung, 12. September 1983.

Rainer Zimmermann: Wilhelm Geyer – Leben und Werk des Malers, Berlin 1971 (Die Kunst unserer Zeit, Band 19).

Glossar

Ziegelriemen

Wandgestaltung mittels in Putz eingedrückter Ziegel.

Teresa Kolar M.A.
Hornbergstraße 51
70188 Stuttgart

Endlich fast fertig

Zur Instandsetzung der Evangelischen Stadtkirche in der Schillerstadt Marbach

Hinsichtlich Nutzung und Restaurierung stand die Evangelische Stadtkirche in Marbach lange im Schatten der außerhalb der Stadtmauern gelegenen Alexanderkirche. Erst nach Einführung der Reformation kam der sich mitten in der Stadt befindenden ehemaligen Marienkapelle der Status einer Pfarrkirche zu. Der spätgotische Chor mit Figurenzyklus überstand mit Ausnahme des Gewölbes die Zerstörung Marbachs 1693. Bei der Purifizierung und Regotisierung 1966 nahm die Denkmalpflege bereits eine erstaunlich fortschrittliche Haltung ein, während die Restaurierung der Chorfassade mit ihren fünf Skulpturen Kirchengemeinde, Architekten, Steinmetze und Denkmalpfleger über zwei Jahrzehnte beschäftigte und auch die Entwicklung der Steinrestaurierung in Baden-Württemberg widerspiegelt. Mit der Instandsetzung des Dachstuhls 2017 fanden die Arbeiten an der Taufkirche Friedrich Schillers ihren (vorläufigen) Abschluss.

Karsten Preßler

Baubeschreibung und Baugeschichte

Der im Herzen der Marbacher Altstadt gelegene spätgotische Saalbau mit eingezogenem Polygonalchor, südöstlichem Treppenturm sowie schieferverkleidetem Chorturm und spitzbogigen Portalen und Fenstern geht auf eine 1315 erstmals erwähnte Marienkapelle zurück, deren Teile möglicherweise in der Sakristei und der nördlichen Chorseitenkapelle aufgegangen sind (Abb. 2; 5; 7). Auch an der beengten Lage ist ablesbar, dass es sich ursprünglich um einen kleinen Sakralbau handelte, der später zur Stadtpfarrkirche erweitert bzw. durch einen Neubau ersetzt wurde (Abb. 1). Diesen errichtete man als einschiffige Wandpfeilerkirche im Zuge einer einheitlichen Bauphase um 1500, was erst kürzlich anhand der Architekturdetails und im Vergleich der Steinmetzzeichen mit denen der Alexanderkirche durch eine bauhistorische Untersuchung ermittelt wurde. Während Umfassungsmauern und Chorstrebe Pfeiler der Stadtkirche noch heute erhalten sind, gingen die spätgotischen Rippengewölbe in Chor und Langhaus, wo sie vermutlich nur in den Nischen zwischen den ebenfalls verschwundenen Wandpfeilern vorhanden waren, 1693 verloren.

Dicht umgeben von der Wohnbebauung, öffnen sich nur nach Süden, wo sich das Hauptportal befindet, und vor allem nach Osten platzartige Straßenräume (Abb. 1; 2). Daher wurde der Chor mit seinen durch Fialen und Maßwerkreliefs ge-

schmückten Strebe Pfeilern und den zwischen Astwerkkonsolen und Baldachinen eingestellten Skulpturen als Schaufassade gestaltet. Es handelt sich um einen Zyklus von fünf Heiligenfiguren, die als Abschluss der spätgotischen Baumaßnahme um 1515 geschaffen, mittlerweile durch Kopien ersetzt und in die Alexanderkirche gebracht wurden. Zur Chorfassade gehörte ursprünglich auch das Fenstermaßwerk, das beim Stadtbrand 1693 zerstört wurde.



1 Marbach am Neckar, Urkatasterplan 1832; im Zentrum der Altstadt die Stadtkirche (schwarz eingefärbt), nordöstlich im ehemaligen Marktflecken der Stadt, die Alexanderkirche.





Im 16. Jahrhundert erlebten Marbach und das Herzogtum Württemberg unruhige Zeiten: 1514 kam es ausgehend vom Remstal zum Aufstand des „Armen Konrad“ und in der Folge zum „Marbacher Städtetag“, bei dem unter Gesandten von 14 Städten die Beschwerdepunkte der Aufständischen erörtert wurden. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil führte Herzog Ulrich 1534 die Reformation ein, was in Marbach einen Bildersturm mit der Zerstörung der Altäre in der Alexanderkirche und Wendelinskapelle auslöste. Mitte des 16. Jahrhunderts verlor die „extra muros“ gelegene Alexanderkirche ihre Funktion als Wallfahrts- und Pfarrkirche, sodass die Marienkapelle in den Rang einer Pfarrkirche erhoben wurde (Abb. 3). 1602 wurden eine Empore und ein Wendeltreppenturm als Zugang eingebaut, der das einzige erhaltene renaissancezeitliche Portal in der Stadt besitzt (Abb. 7).

Schicksalsjahr 1693, Zerstörung, Wiederaufbau und Restaurierungen im 19. Jahrhundert

Während des französischen Erbfolgekrieges und der Besetzung Marbachs kam es 1693 zu einem verheerenden Stadtbrand und dem Verlust vieler schriftlicher Dokumente. Unterstützt durch Spenden

aus dem Herzogtum Württemberg und dem Reichsgebiet wurde Marbach nach einer bereits im November 1693 erlassenen Bauordnung und Plänen des herzoglichen Baumeisters Matthias Weiß im Prinzip auf altem Straßengrundriss, aber mit vorgezogenen, einheitlich fluchtenden Baulinien, wieder aufgebaut.

Die Stadtkirche brannte bis auf die Außenmauern ab, die Dachstühle gingen verloren, Gewölbe und Turm wurden stark beschädigt. Der systematische Wiederaufbau der Stadtkirche begann 1697 nach entsprechender Genehmigung des von Matthias Weiß erstellten Baukostenvoranschlags. Laut der erhaltenen Rechnungen verwendete man für den Wiederaufbau der Marbacher Kirchen und Schulen im Zeitraum von 1697 bis 1702 insgesamt acht Eichen und 411 Stämme Tannenholz, das im mittleren Schwarzwald geschlagen und auf dem Neckar bis Marbach geflößt wurde.

1698 wurden das beschädigte Chorgewölbe der Stadtkirche, die Gewölbereste und innen liegenden Strebepfeiler des Langhauses sowie der Turm abgebrochen. Die Stadtkirche erhielt eine „Chorhaube“, einen Dachreiter mit zwei Glocken und neue, laut Baukostenvoranschlag „gehenckte“ Dachstühle, die aus 1695/96 (d) geschlagenem und anschließend geflößtem Fichten- und Tan-

3 Marbach am Neckar, Stadtsicht von Norden. Kolorierte Federzeichnung von Andreas Kieser, 1686; etwa in Bildmitte die Stadtkirche mit Westgiebel, Dach und Chor-turm; links unten im Bild die Alexanderkirche.





nenholz sowie aus vor Ort geschlagenem Eichenholz errichtet wurden.

Das Innere gestaltete man mit stuckierten Muldendecken, einer dreiseitigen Empore und einer Orgel, die man 1893 austauschte (Abb. 4). Der Dachreiter wurde 1749 noch um zwei Glockengeschosse erhöht, bevor er schließlich 1833/34 (d) durch den heute noch bestehenden schiefergedeckten Chorturm ersetzt wurde.

1890 kam es im Zuge der so genannten Kirchenvermögensausscheidung zur wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Trennung zwischen Kirchengemeinde und bürgerlicher Gemeinde und zur Aufteilung der ehemaligen kirchlichen Güter. Das 1892 durch Bürger gestiftete, vom Münchner Künstler Franz Emil Gnantt entworfene „Heilandsbild“ erinnert an die Verselbständigung der Kirchengemeinde. Die Glasmalerei mit Christus in einer Maßwerkumrahmung und Widmungsschrift wurde 1966 entfernt, auf dem Dachboden gelagert und 1999 im nordöstlichen Langhausfenster wieder eingebaut (Abb. 5).

Purifizierung des Innenraums 1966

Das Bestreben nach einem modernen Raum für zeitgemäße Gottesdienste einerseits und die Geringschätzung der Wiederaufbauleistung und Formensprache des 17./18. Jahrhunderts andererseits führten 1965/66 zur Purifizierung und Umgestaltung des Innenraums durch den Stuttgarter Architekten Paul Heim (1905–1988). Schon in der Oberamtsbeschreibung von 1866 bescheinigte man dem Wiederaufbau nach 1693 „unter Benützung der stehengebliebenen Theile [...] wenig Aufwand, Kunst und Verständnis“. Hundert Jahre später lag man mit dem Ausbau der barockzeitlichen Ausstattung und nüchternen Neugestaltung auch in Marbach im aktuellen Architekturtrend. Während zahlreiche Kirchenpurifizierungen

in den 1960er Jahren von der staatlichen Denkmalpflege – auch meist ein Kind ihrer Zeit – befürwortet wurden, nahm sie zur Umgestaltung der Marbacher Stadtkirche einen nach heutigem konservatorischen Verständnis überraschend „modernen“ Standpunkt ein. Der Architekt, Orgelbauer und damals zuständige Denkmalpfleger Walter Supper (1908–1984) schrieb 1965 an die Kirchengemeinde: „Der gotisch-barocke Misch-Stil Ihrer Kirche war bzw. ist gut, und u.E. eine erhaltenswerte Lösung.“ Zur Planung Paul Heims äußerte er sich dementsprechend kritisch: „Aber dies alles ist keine denkmalpflegerische Behandlung der geschichtlich gewordenen Substanz.“ Ferner wandte Supper sich „gegen einen denkmalpflegerischen Make-up“, verwies auf Friedrich Schiller und den „geschichtlichen Ort (Brand/Wiederaufbau) und geschichtlichen Einbruch“, den man nicht „hinwegdiskutieren“ könne. Trotz mehrfacher, auch direkt an den Architekten adressierten Plädoyers für die Erhaltung des Innenraums, fand die staatliche Denkmalpflege kein Gehör. Beim Umbau wurden die Nord- und Südemporie abgebrochen, die neugotische Orgel entfernt und ersetzt, während das Kirchenschiff eine neue Kassettendecke erhielt (Abb. 5). Der Chor wurde mit einem gemauerten Kreuzrippengewölbe ausgestattet, unter dem immerhin die barocke Stuckdecke erhalten blieb. Das staatliche Amt für Denkmalpflege konstatierte 1966, „daß es mit der Regotisierung des Chores mit einer Gewölbeform, die stilistisch viel älter ist als das gesamte Bauwerk, nicht einverstanden sein kann.“

In den folgenden Jahrzehnten gab es auch Veränderungen an der äußeren Gestalt der Stadtkirche: Bei der Außeninstandsetzung 1971 wurde das Chordach mit nicht denkmalgerechten Ziegeln in Form so genannter Flachdachpfannen und das Kirchenschiff nach Orkanshaden im Jahr 2000 mit Doppelmuldenfalzziegeln gedeckt (Abb. 6).

4 Innenraum nach Osten, 1953.

5 Innenraum nach Nordosten, 2018.

6 Chor von Südosten mit rötlicher Farbfassung und eingehausten Strebepfeilern 1 bis 3, 2008.



Chorpfeilerfiguren, Ikonografie und Urheberschaft

Auch die fünf spätgotischen Strebepfeilerfiguren standen erst spät im Fokus der kunsthistorischen Forschung. Die erste ikonografische Zuordnung geht auf die Oberamtsbeschreibung von 1866 zurück und war bis auf die zweifelsfrei zu bestimmende Muttergottes als Kirchenpatronin unzutreffend, hielt sich aber in den Publikationen bis in die 1930er Jahre. Die Identifizierung der übrigen vier Heiligen – fälschlicherweise als Magdalena, Paulus, Petrus und Dominikus – wurde womöglich erschwert durch ihren relativ hohen Standort und die sich daraus ergebende Untersicht für den Betrachter (Abb. 2; 8). Die aus Schilfsandstein gefertigten Skulpturen sind mit 127 bis 135 cm Höhe „unterlebensgroß“, von hoher bildhauerischer Qualität, durch ihre Attribute bestimmbar und waren bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch relativ gut erhalten (Abb. 9). Die 1979 von Wolfgang Deutsch vorgenommene ikonografische und stilkritische Zuordnung anhand der bereits stark geschädigten Originale und historischer Fotos ist bis heute grundlegend. Die nachweislich seit über 150 Jahren in dieser Reihenfolge zwischen Konsolen und Baldachinen der Strebepfeiler stehenden Figuren zeigen, beginnend am südwestlichen Strebepfeiler, den hl. Leonhard in Ordenstracht mit Kapuze und den Attributen Fessel bzw. Kette und Buch, den hl. Jakobus d. Ä. mit einem mit Muschel bestückten Pilgerhut, Rosenkranz und Wanderstab, eine bekrönte Mondsichelmadonna mit Je-

7 Chor, Treppenturm mit Renaissanceportal und Chorturm von Südosten, 2018.

suskind, den hl. Alexander in päpstlichem Ornat mit Tiara und Buch und schließlich den hl. Wendelin mit Fellhut, Umhängetasche, Rosenkranz, Hirtenkeule und Hermelin bzw. Hund zu seinen Füßen. Maria als Kirchenpatronin und zugleich meistverehrte Heilige der Christenheit befindet sich an ikonografisch wichtigster und somit standesgemäßer Position, dem nördlichen der beiden Chorthauptstrebepfeiler (Abb. 10). Auch die beiden Heiligen rechts von ihr haben einen wichtigen Ortsbezug: Dem hl. Alexander, der an „zweitwichtigster“ Stelle neben Maria steht, ist die damalige Pfarrkirche geweiht, und dem hl. Wendelin zu Ehren wurde 1433 eine Kapelle in der Nähe des Obertors gestiftet, sodass sie als „Stadtpatrone“ Marbachs gesehen werden können. Werner Deutsch schreibt die Marbacher Skulpturen dem vom Oberrhein/Elsass stammenden Bildhauer Jörg Töber zu, der womöglich auch als Bildschnitzer arbeitete und archivalisch belegt einige Jahre in Esslingen tätig war. Von ihm stammen die nach 1500 entstandenen zwölf Apostelfiguren an den Chorpfeilern der Esslinger Frauenkirche, die ebenfalls durch Kopien ersetzt wurden und sich jetzt im Inneren befinden. Bei den Marbacher Figuren, die er um 1515 datiert, sieht Deutsch aufgrund der unterschiedlichen Bearbeitung und Qualität bei Jakob, Alexander und Wendelin die Hand des „Meisters“, während Leonhard und die Madonnenfigur von Werkstattgehilfen gearbeitet worden seien. Eine Einschätzung, die man nicht teilen muss, aber wegen mittlerweile verloren gegangener Befunde wohl auch nicht mehr infrage stellen wird.





Unvollendet: Restaurierungen bis 1999

Bereits 1930 wurden nur noch drei Figuren als „erhaltenswert“ und 1951 alle fünf als „stark verwittert“ bezeichnet. Die aus empfindlichem Schilfsandstein gehauenen Skulpturen weisen je nach Standort und der dortigen Bewitterung, vor allem verursacht durch aufgrund der engen Bebauung sogartig auftretende Winde, einen äußerst fragmentarischen bis nahezu vollständigen Erhaltungszustand auf. Die am stärksten geschädigten Skulpturen, nämlich die Muttergottes, Jakobus und Alexander, wurden 1972 von den Strebebeylern entfernt und in die Alexanderkirche verbracht (Abb. 11). Leonhard und Wendelin rückten zunächst an die beiden östlichen Strebebeyler, wurden laut örtlichem Steinmetz „imprägniert“ und schließlich 1984 ebenfalls in die Alexanderkirche überführt. Im selben Jahr wurden die Skulpturen, oder besser gesagt deren Torsi, als besonders alarmierende Beispiele für durch Witterungseinflüsse verursachten Steinzerfall in der Zeitschrift der Landesdenkmalpflege beschrieben (Abb. 12). Der damalige Abteilungsleiter der Bau- und Kunstdenkmalpflege, Eberhard Grunsky, trug mit seinem als Hilferuf und Appell gemeinten Beitrag im Nachrichtenblatt wesentlich dazu bei, dass beim Landesdenkmalamt für den Bereich Natursteinrestaurierung 1985 endlich eine Stelle geschaffen wurde und entsprechende Schwerpunktprogramme folgten.

In den Jahren 1992 bis 1999 schließlich führte man in mehreren Abschnitten eine aufwendige Fassa-

deninstandsetzung mit Steinmetzarbeiten an Portalen, Gesimsen, Sakristei und den beiden nördlichen Strebebeylern durch. Die Farbfassung auf Putz- und Steinflächen wurde nach restauratorisch ermitteltem, wohl dem 18. Jahrhundert zuzuordnendem Zweitbefund rekonstruiert. Die bis 2010 noch in Teilen neben der rekonstruierten Farbigkeit bestehende rötliche Putzfassung entstammt jüngeren Renovierungsphasen (Abb. 6).



8 Chor von Osten, um 1900. Der nordwestliche Chorstrebebeyler wurde vermutlich um 1700 bei einer Erweiterung der Sakristei umbaut, die Wendelinsfigur in einer Nische aufgestellt. Bei der Restaurierung 1998 wurde der Strebebeyler abgetragen und beim Neuaufbau freigestellt (vgl. Abb. 2).

9 Südliche Chorstrebebeyler mit den Heiligenfiguren Leonhard und Jakobus, um 1900. Das Bild wurde aus zwei Aufnahmen montiert.

10 Chor von Süden mit den Figuren von Maria und Alexander (Kopien), 2018.

11 Figur der heiligen Muttergottes, 1972 von der Stadtkirche entfernt, Zustand 1984, Standort Alexanderkirche.



12 Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege, Ausgabe 2/1984. Titelbild mit der Figur (Ausschnitt) des hl. Alexander von der Marbacher Stadtkirche.

Der Anteil der erneuerten Natursteinteile war groß und wurde mit verursacht durch den vorgeblich statisch notwendigen Abbau des nordwestlichen Strebebeylers, der beim Neuaufbau 1998 entgegen dem Votum der Landesdenkmalpflege abweichend vom Vorzustand wieder freigestellt wurde (Abb. 2; 8).

Zu erwähnen sind auch die Restaurierung und der Wiedereinbau des auf dem Dachboden gelagerten „Heilandsfensters“. Die Skulpturen schließlich wurden 1997 durch entsprechende Fachrestauratoren untersucht, konserviert und in angemessener Form in der Alexanderkirche – und nicht in der aus denkmalpflegerischer Sicht favorisierten Stadtkirche – neu aufgestellt. Wichtiger Teil des Restaurierungskonzeptes war damals bereits das Anfertigen von Abgussformen und Kopien, was aber ebenso wie die Vollendung der Außeninstandsetzung wegen Geldmangels unterblieb. So stand die halbe Chorfassade rund zehn Jahre unbearbeitet, nachdem man die drei südlichen Strebebeyler mit den filigranen Steinmetzarbeiten wenigstens mit einem Kunststoffgewebe eingehaust hatte (Abb. 6). Fortan konzentrierten sich die Restaurierungsmaßnahmen auf die Alexanderkirche und banden für die nächsten Jahre die Ressourcen der Kirchengemeinde.

Natursteinarbeiten und Konservierung der Strebebeyler 2010

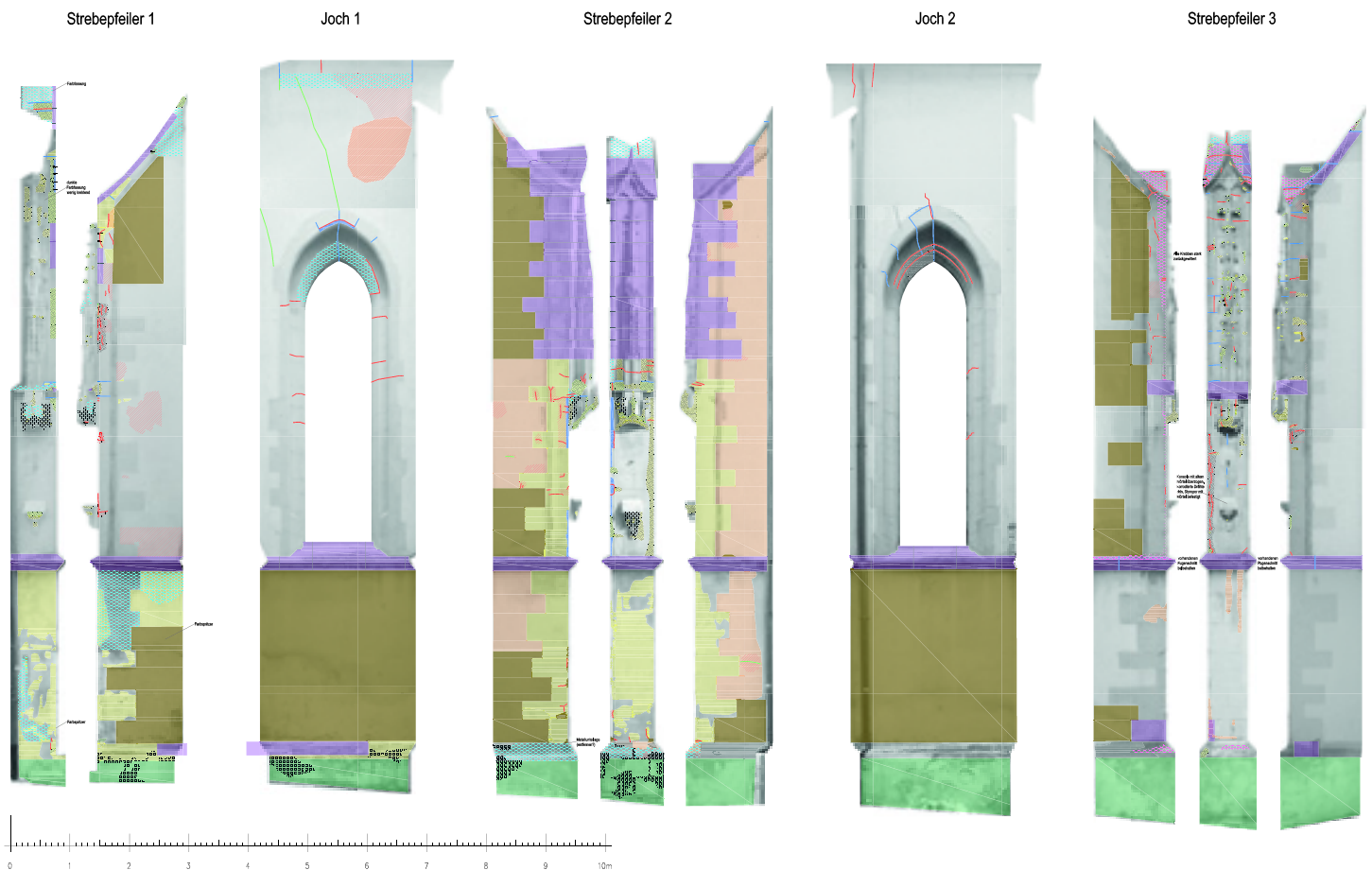
Nach entsprechenden Vorbereitungen und tragfähigem Finanzierungsplan nahm man 2010 schließlich einen neuen Anlauf, die Restaurierung zu einem guten Ende zu bringen. Als Grundlage für Bestands-, Schadens- und Maßnahmenkartierung

wurden maßstabsgetreu entzerrte Bildpläne erstellt. Die detaillierte Erfassung der Schäden, das daraus entwickelte Maßnahmenkonzept und Leistungsverzeichnis ermöglichten ein hohes Maß an Planungs- und Kostensicherheit.

Auch wenn der in Marbach verbaute Schilfsandstein „von Natur aus“ eine geringe Festigkeit aufweist, traten die meisten Schäden wohl erst im Laufe des 20. Jahrhunderts auf. Die drei Strebebeyler, Kaff- und Sockelgesimse zeigten zum Teil weit fortgeschrittene Verwitterungsstadien mit nahezu allen Schadensphänomenen (Abschuppen, Abschiefern, Gipskrusten, Schalenbildung), aber in sehr unterschiedlicher Intensität. Am schlimmsten betroffen waren die exponierten Strebebeyler 2 und 3, die dem durch die enge Bebauung hervorgerufenen „Windkanal“ am stärksten ausgesetzt waren. Die Fenstergewände hingegen waren gut erhalten. Während der Restaurierungsarbeiten zeigten sich unerwartete Baubefunde: So besitzen die Strebebeyler einen Bruchsteinkern, der mit Naturwerksteinen von etwa 10 bis 20 cm Stärke ohne Verankerung verkleidet ist. Auf den Setzflächen einiger Steine fanden sich Ritzzeichnungen mit Grundriss der Fialturmvorlage und geometrischen Schablonen.



13 Figur des hl. Jakobus (Kopie), 2018.



Beim am stärksten geschädigten Strebe Pfeiler 2 mussten die Quader oberhalb des Baldachins mit den über Eck gestellten Fialenreliefs und Giebelsteinen ausgetauscht werden (Abb. 14). Auch musste man einige Abdecksteine und das komplette Kaffgesims erneuern. Einzige nennenswerte Abweichung vom Maßnahmenkonzept war der Austausch der völlig verwitterten Figurenkonsole von Strebe Pfeiler 3, die in vereinfachter Form neu gehauen wurde. Für die Neuteile verwendete man Schilfsandstein aus Heilbronn (Untergruppenbach). Der Steinaustausch war aber nicht die Regel, sondern die Ausnahme, schließlich war die weitestgehende Erhaltung der historischen Substanz das Ziel des Konservierungskonzepts und Hauptgegenstand der Arbeiten. Entsprechend der unterschiedlichen Schadensphänomene und -intensität entwickelte man ein ausdifferenziertes Maßnahmenkonzept mit rund 18 verschiedenen Reinigungs- und Konservierungsmethoden (z. B. Kittungen, Verschlammung, Festigung, Schalenhinterfüllung, Rissinjektion u. a.).

Die Farbfassung wurde nach erneut ermitteltem Zweitbefund wie 1993 bis 1999 ergänzt, der Putz nach Befund und somit zum Teil abweichend von den Quaderumrissen überlappend und bündig ohne Ritzung angebracht (Abb. 2; 7). Der nachweislich nicht steinsichtig gestaltete Sockel erhielt einen mehrschichtigen Aufbau aus Sanierputz, Trasskalk und Kalkfeinputz. Die Reparatur des Chor turms einschließlich der unterhalb der Fenster ver-

bauten steinernen Brüstungselemente mit neugotischen Maßwerkreliefs rundete die Maßnahme ab. Dank moderner Dokumentations- und Konservierungsmethoden konnten nicht nur mittelalterliche Originalsubstanz in hohem Maß erhalten, sondern auch Kosten eingespart werden, vor allem im Vergleich zu den Schätzungen der 1990er Jahre, die noch von einem deutlich höheren Erneuerungsgrad ausgegangen waren.

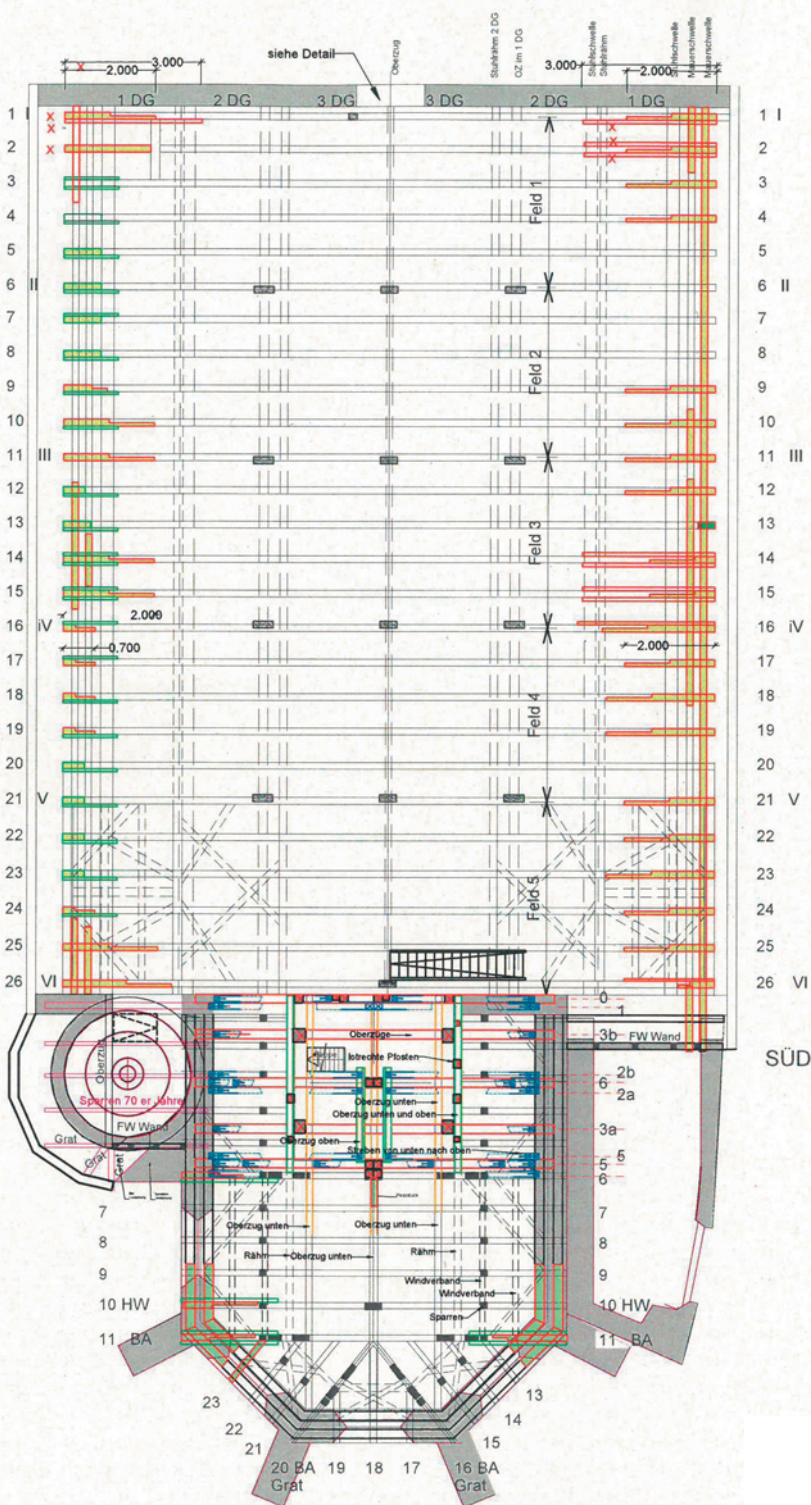
Anfertigung bildhauerischer Kopien von den Chorfiguren

War der Steinaustausch bei den Strebe Pfeilern noch die „ultima ratio“, so war das Anfertigen von Kopien der Skulpturen schon seit den 1990er Jahren wesentlicher Teil des Instandsetzungskonzeptes und eine Herausforderung für den Bildhauer, der bereits bei der Konservierung der Strebe Pfeiler tätig war.

Das Anfertigen der Kopien war auch mit einer Teilrekonstruktion und Vervollständigung der Skulpturen nach Befund und historischen Fotos verbunden, da vier der fünf Originale nur noch als Torso erhalten waren. Auch durften sie beim Anfertigen der Abgussformen aus Silikonkautschuk auf keinen Fall beschädigt werden. Für die Kopien verwendete man Udelfanger Sandstein (bei Trier), ein dem in Marbach verbauten Schilfsandstein verwandter tongebundener Sandstein, der aber widerstandsfähiger ist und im Gegensatz zum Heil-

- Festigung Stein
- Festigung Farbe/Putz
- Verschlammung
- Kittung Stein
- Mörtelergänzung Putz
- Schalenhinterfüllung/Festigung Stein
- Hinterfüllung Putz
- Injektion aufschiefernder Bereiche
- Krustenreduzierung
- Steinerneuerung
- Fugenerneuerung
- Rissinjektion Stein
- Rissinjektion Putz
- Reinigung nass
- Reinigung trocken
- Entfernen Putz
- Anbringen Sanierputz
- Vernadelung

14 Südöstliche Chorfassade mit Strebe Pfeiler 1 bis 3, Maßnahmenkartierung; Architekturbüro Strebewerk, 2010.



15 Grundriss der Dachstühle von Langhaus und Chor mit Darstellung der Reparaturarbeiten; Architekturbüro Weccard, 2017.

bronner Sandstein keine Schichtungen aufweist. Das aufwendige Prozedere lässt sich im Wesentlichen in sieben Arbeitsschritte einteilen, die im Folgenden stichwortartig beschrieben werden:

- 1.) Analyse des Zustands der 1999 konservierten Skulpturen und Abbau in der Alexanderkirche;
- 2.) Transport in die Bildhauerwerkstatt, Aufbringen von Trennmittel (Zelluloseleim, Tonschlämme), Herstellung der „Silikonhautform“ mit Abformmasse, Ablösen;
- 3.) Fixierung der „Silikonhaut“ in einer Stützform und Ausgießen mit Modellgips;
- 4.) Vervollständigung und Reprofilierung am Gipsmodell nach historischen Fotos und im Vergleich mit den

Esslinger Figuren: So wurde bei Jakob die fehlende rechte Hand nach Esslinger Vorbild mit Muschel rekonstruiert (Abb. 13), bei Wendelin die Hirtenkeule; 5.) bildhauerische Reproduktion der Gipsmodelle im Punktierverfahren, bei dem charakteristische Punkte, Konturverläufe und Ebenen definiert und die Berührungspunkte des Punktiergeräts pfannenförmig im Rohblock eingearbeitet wurden. Es folgten die Grobbearbeitung von oben nach unten und die Feinüberarbeitung der Oberfläche und 6.) die Aufstellung der Kopien an den Strebepfeilern. Maria wurde dabei auf der neuen Steinkonsole platziert, Leonhard und Jakobus erhielten zur Entlastung der historischen Konsolen Edelstahlhülsen mit Fußplatten. Bei vier der Originalfiguren sind noch die historischen Stahlhaken, an den Strebepfeilern noch die bauzeitlichen Flacheisenösen erhalten, die als Rückverankerungen weiterverwendet wurden. Der siebte Arbeitsschritt schließlich bestand im Rücktransport und der Wiederaufstellung der Originale in der Alexanderkirche, während die Gipsmodelle im Keller der Stadthalle aufbewahrt werden.

Die Neuaufstellung von Leonhard und Jakobus erfolgte im Juli 2013. Der „Aufzug aller Heiligenfiguren“, das heißt die Enthüllung auch von Maria, Alexander und Wendelin schließlich wurde im Oktober 2014 in einem Festakt mit reger Beteiligung der Marbacher Bevölkerung gefeiert.

Wie schon die Schaffung der Figuren um 1515 ist auch die Anfertigung der Kopien 500 Jahre später nicht nur eine große bildhauerische Leistung, sondern das Werk eines bürgerlichen Stifters, das nicht mit öffentlichen Mitteln gefördert wurde.

Instandsetzung des Dachstuhls

Die Kirchengemeinde hegte danach den verständlichen Wunsch, den seit der Purifizierung 1966 kargen Innenraum umzugestalten. Nach entsprechenden Untersuchungen wurde aber deutlich, dass man vor der „Kür“ zunächst eine weitere „Pflichtaufgabe“ erfüllen und das Dachtragwerk instand setzen musste. Immerhin konnte die im Chor stehende, musikhistorisch und klanglich unbedeutende Walcker-Orgel von 1968 durch eine neue Orgel ersetzt werden, die vorm südlichen Abschnitt der Chorbogenwand aufgestellt und 2016 geweiht wurde (Abb. 5).

Das dreigeschossige Dachtragwerk über dem Langhaus wurde als liegender Stuhl mit dreifachem Hängewerk konstruiert und umfasst vier Binder- und 22 Leergespärre (Abb. 15–16). Auch der im gleichen Zuge erstellte zweigeschossige Chordachstuhl ist liegend abgezimmert und besitzt eine einfache Hängesäule. Der Turm schließlich nimmt die ersten fünf Gespärre des Chors ein, besteht aus einem einfachen Sprengwerk, zwei rechteckigen

Fachwerkgeschossen und einem Oktagon mit Glockengeschoss.

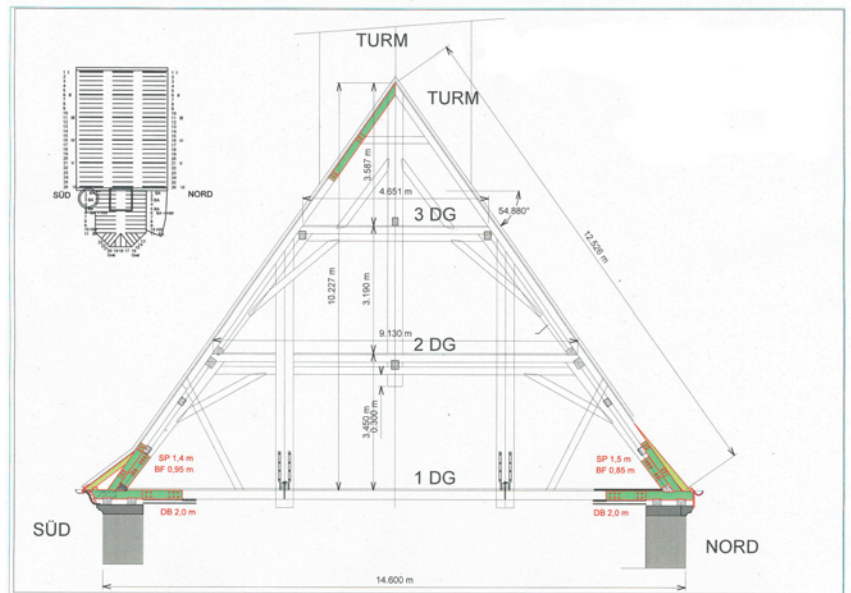
Die Schäden konzentrierten sich wie üblich auf die Traufbereiche, weil dort das meiste Regenwasser ankommt, sich bei den Auflagern auf dem Mauerwerk Staunässe bilden kann und viele Balken in Knotenpunkten zusammenlaufen. Ungewöhnlich war aber, dass die nördliche Traufe, vielleicht verursacht durch spätere provisorische Reparaturmaßnahmen, kaum Dachüberstand und kein Traufgesims besaß, während Aufschieblinge, Deckenbalkenköpfe und die äußere Mauerlatte innerhalb einer modernen Aufmauerung stark geschädigt waren (Abb. 16). Bei der Instandsetzung wurden Mauerlatte und Balkenköpfe erneuert, „luftumspült“ freigestellt und die Aufschieblinge direkt mit den Deckenbalken verzapft.

Am südlichen Dachrand ist das vermutlich aus der Wiederaufbauzeit stammende Traufgesims erhalten. Es besteht aber nicht aus Stein oder einer Holzbohle, sondern aus einem Putzprofil, dessen Unterkonstruktion, eine Lattung, nur durch Knaggen mit den Deckenbalken verbunden ist, während die Aufschieblinge lediglich durch ein Traufbrett gestützt werden und nicht mit den Deckenbalken verzapft sind. Diese aus heutiger Sicht labile Konstruktion machte den Einbau seitlicher Laschen an den Deckenbalken zur Verstärkung der Gesimsauskragung und Erhaltung des Traufgesimses nötig (Abb. 15–16). Die übrigen Reparaturen wurden traditionell-zimmerermäßig mit Blattverbindungen und Aufkämmungen ausgeführt. Durch die neue Biberschwanzziegeldeckung anstelle der unpassenden Dachpfannen erhielt das Chordach in Verbindung mit der restaurierten Chorfassade auch wieder ein angemessenes äußeres Erscheinungsbild (Abb. 2; 7).

Fazit

Die Stadtkirche wird von der evangelischen Kirchengemeinde als „Winterkirche“, die Alexanderkirche hauptsächlich in den Sommermonaten genutzt. Es ist ein großes Verdienst, dass die Kirchengemeinde der Verpflichtung zur Erhaltung, Restaurierung und Unterhaltung bedeutender Sakralbauten nachkommt und dabei die Modernisierung des Innenraums zunächst zurückgestellt hat. Bei den in den Jahren 2010 bis 2017 durchgeführten Maßnahmen wurde sie dabei unterstützt durch private Spenden, durch Mittel der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Höhe von 26 000 Euro und mit Zuwendungen der Denkmalförderung Baden-Württemberg von insgesamt knapp 60 000 Euro.

Die Steinrestaurierung aber ist als eine der wichtigsten Schwerpunkte der Landesdenkmalpflege in Theorie und Praxis nicht mehr wegzudenken.



Der Steinrestaurator, der seit 1985 tätig ist, diesen Bereich institutionalisiert hat und bald in den verdienten Ruhestand geht, wird glücklicherweise nicht ohne Nachfolge bleiben.

16 Querschnitt durch ein Bindergespärre des Langhausdachstuhls mit Darstellung der Reparaturarbeiten; Architekturbüro Weccard, 2017.

Literatur und Quellen

- Michael Hermann: Stadtkirche Marbach am Neckar, Bauhistorische Untersuchung, Bericht vom 25. 5. 2018.
- Daniel Friedrich: Stadt Marbach am Neckar, Ev. Stadtkirche, Figurenzyklus Strebepfeiler, Herstellen von bildhauerischen Reproduktionen der Originalfiguren, Dokumentation, LAD-Obj.-Nr. 2030, 28. 2. 2015.
- Strebewerk, Marbach/Neckar, Ev. Stadtkirche, Fassadenanierung, LAD-Obj.-Nr. 2. 93/2030, Chorstrebepfeiler 1–3, Schadensanalyse u. Vorschläge zur Instandsetzung, Stuttgart, 5. 7. 2010.
- Eberhard Grunsky: Steinzerfall – Gefährdung und Zerstörung von Kulturdenkmalen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 13/2, 1984, S. 37–45.
- Wolfgang Deutsch: Ein Esslinger Bildhauer der Spätgotik und seine Schule, in: Esslinger Studien, 18. Jg., 1979, S. 29–162.
- Albrecht Gühring et al: Geschichte der Stadt Marbach am Neckar, Band 1 (bis 1871), hg. v. Schillerverein Marbach am Neckar, Ubstadt-Weiher 2002.

Praktischer Hinweis

Die Stadtkirche ist nur bei Gottesdiensten geöffnet. Auskunft zu Kirchenführungen unter: Evangelisches Gemeindebüro Marbach, Steinerstr. 4, 71672 Marbach am Neckar, Tel.: 07144/898013; gemeindebuero.marbach@gmx.de.

Dr. Karsten Prebler
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienstsitz Esslingen



Der Stille Bach

Benediktinische Wasserbewirtschaftung zwischen Schlier und Weingarten

Die Benediktiner von Weingarten (Lkr. Ravensburg) hinterließen mit dem Kanalsystem des Stillen Baches eine wasserwirtschaftliche Meisterleistung. Natürliche Quellbäche wurden verschiedenen Kunstbetten zugeleitet. Auf seiner Strecke von über 11 km Länge überwindet der Hauptstrang verschiedene Wasserscheiden (Abb. 1). Bis heute beeindruckt das vermessungstechnisch komplizierte Werk mit einem zeitweiligen Gefälle von nur 0,05 Prozent. Zudem sorgt ein Geflecht von Stauseen für berechenbare Abflussmengen. Seit 1990 erläutern differenzierte Medien des Landkreises Ravensburg bzw. der Stadt Weingarten die bemerkenswerte Symbiose von Technik und Natur. Teile seines Einzugsgebietes unterliegen den Richtlinien europäischer Flora-Fauna-Habitate. Dies gestattet eine traditionelle Ausrichtung ihrer fischereiwirtschaftlichen Nutzung sowie eine gezielte Besucherlenkung, die dem Schutz des Wasserbewirtschaftungssystems zugutekommt (Abb. 6). Im Jahre 2014 erfolgte schließlich die Anerkennung als Kulturdenkmal der Bau- und Kunstdenkmalpflege sowie der Archäologie.

Lutz Dietrich Herbst

Eingriffe in den Wasserhaushalt seit der Jungsteinzeit

Jede kulturelle Epoche führte in Oberschwaben zu Eingriffen in den Wasserhaushalt der Landschaft. Seit 2900 v. Chr. schufen Menschen im Zentrum des Federseebeckens von Bad Buchau (Lkr. Biberach) Querbauwerke in Form mehrlagiger wasserstauender Bohlenwege. Auch andere wasserabhängige Ökotope Oberschwabens, deren Lebensgemeinschaft zumindest in der überwiegenden Zeit des Jahres an eine hohe Feuchtestufe gebunden ist, wurden mit ähnlichen Bauwerken bis in die heutige Zeit verändert. Diese beeinflussten die jeweiligen Wasserkörper des Untergrundes und der Oberfläche. Trotz ihrer Beeinträchtigungen des Naturhaushalts lösten sie teilweise erhebliche Naturschutzeffekte aus.

Das Landschaftsbild im Umfeld oberschwäbischer Benediktiner-, Zisterzienser- und Prämonstratenserklöster lässt vielfältige Symbiosen zwischen technischen Eingriffen in dessen Wasserhaushalt und natur- sowie denkmalschutzfachlichen Qualitäten erkennen. Energiewirtschaftlich motivierte Gewässerausbauten sind seit dem 8. Jahrhundert belegt. Ferner werden als Exklusivmerkmal zisterziensischer Raumwirksamkeit der Stefansfelder Kanal von Salem mit dem benachbarten Weiher-

gebiet inszeniert. Verbunden mit Aussagen über religiöse Fastenregeln, die bei genauerer Betrachtung den Boom des mittelalterlichen Wasserbaus kaum veranlasst haben. Bis heute zählen diese Eingriffe in den Naturhaushalt des Bodenseehinterlandes zu den wohltuenden Charakteristika der gesamten oberschwäbischen Klosterlandschaft. Weitaus schwerer lassen sich jene wasserwirtschaftlichen Bauwerke vermitteln, die zeitgleich oder gar früher auf Initiative anderer Orden entstanden sind. Von wasserwirtschaftlichen Zeugnissen des oberschwäbischen Adels, der Reichsstädte und Spitäler einmal ganz abgesehen.

Medienwirksam: benediktinischer Wasserbau in Oberschwaben

Der Blick richtet sich auf das ehemals mächtige Benediktinerkloster Weingarten. Dieses hat ebenso wie Salem vor allem im südlichen Oberschwaben verschiedene beeindruckende Zeugnisse der Wasserbewirtschaftung hinterlassen. Als Wasserbaupioniere waren die Weingartener Benediktiner ihren Salemer Glaubensgeschwistern ebenbürtig, wenn nicht gar mit dem künstlichen Kanal- und Stauseenverbund ihres Stillen Baches sogar deutlich überlegen. Dessen öffentlichkeitswirksame Präsentation mit differenzierten Medien gilt seit



1990 sogar als Modell für ähnliche Vorhaben wie zum Beispiel im Umfeld des niedersächsischen Zisterzienserklosters Loccum bei Hannover. Gemeinsam mit dem Erlebnisweg der Salemer Klosterweiher und zwei weiteren Wanderwegen entlang hanggeführter benediktinischer Kanäle in Ochsenhausen (Lkr. Biberach) und Ottobeuren (Lkr. Unterallgäu) wurde der wasserbauhistorische Wanderweg von Weingarten 2005 in das Netzwerk der Mühlenstraße Oberschwaben mit ihren nahezu 100 Stationen zwischen Donau, Iller und dem Bodensee aufgenommen. Seit 2014 ist das System nun auch als Kulturdenkmal der Archäologie sowie der Bau- und Kunstdenkmalpflege mit regionaler Raumwirksamkeit eingetragen.

Unbekannter Baubeginn am Stillen Bach

Was veranlasste überhaupt die Weingartener Benediktiner, sich als wasserwirtschaftliche Pioniere zu betätigen? Ohne eine verlässliche Zuleitung größerer Mengen an Brauchwasser hätten weder das Plateau ihres zentralen Sitzes, des Weingartener Martinsberges, noch die sich von ihm aus hinaufziehende Ostflanke des Schussenbeckens mit Mühlen, Weihertreppen, Wohn-, Verwaltungs- und Sakralbauten ausgebaut werden können. Archäologische Funde unterstreichen die herausragende Stellung der Örtlichkeiten ab dem frühen 5. Jahrhundert. Um 700 unterstellten fränkische Verwaltungsleute den stets kultisch genutzten Ort ihrem Patron Martin von Tours und verwalteten von dort aus die Grafschaft Schussengau. Abgelöst wurden

sie Mitte des 9. Jahrhunderts vom schwäbischen Zweig der maas-moselfränkischen Welfen. Diese errichteten auf der südlich gegenüberliegenden größeren, mit Quellen reichhaltiger ausgestatteten Terrasse einen neuen Verwaltungssitz. Die Kontrolle über den strategisch günstigeren Martinsberg überließen sie 1056 den Benediktinern von Altomünster.

Dem exponierten Standort mangelte es an ergiebigen natürlichen Wasserquellen. Diese traten erst jenseits einer lokalen Wasserscheide aus, die den Martinsberg von der Ankenreuter Höhenplatte trennt. Als Kocherbach floss dort ihr Wasser zur etwa 80 Höhenmeter tiefer eingeschürften Scherzrach hinab. Vor seinem jähem Absturz durch die enge Schlucht des Hochtobels sammelte es sich in einer natürlichen Senke. Für das Westufer die-

1 Überblick über das System des Stillen Baches.

2 Wasser entlang des Steilhangs: die Hochtobeltrasse.





3 Naturidyll aus Menschenhand: der Kehrenberger Mühlkanal.

4 Wasserverteiler nordöstlich des Rösslerweihers.

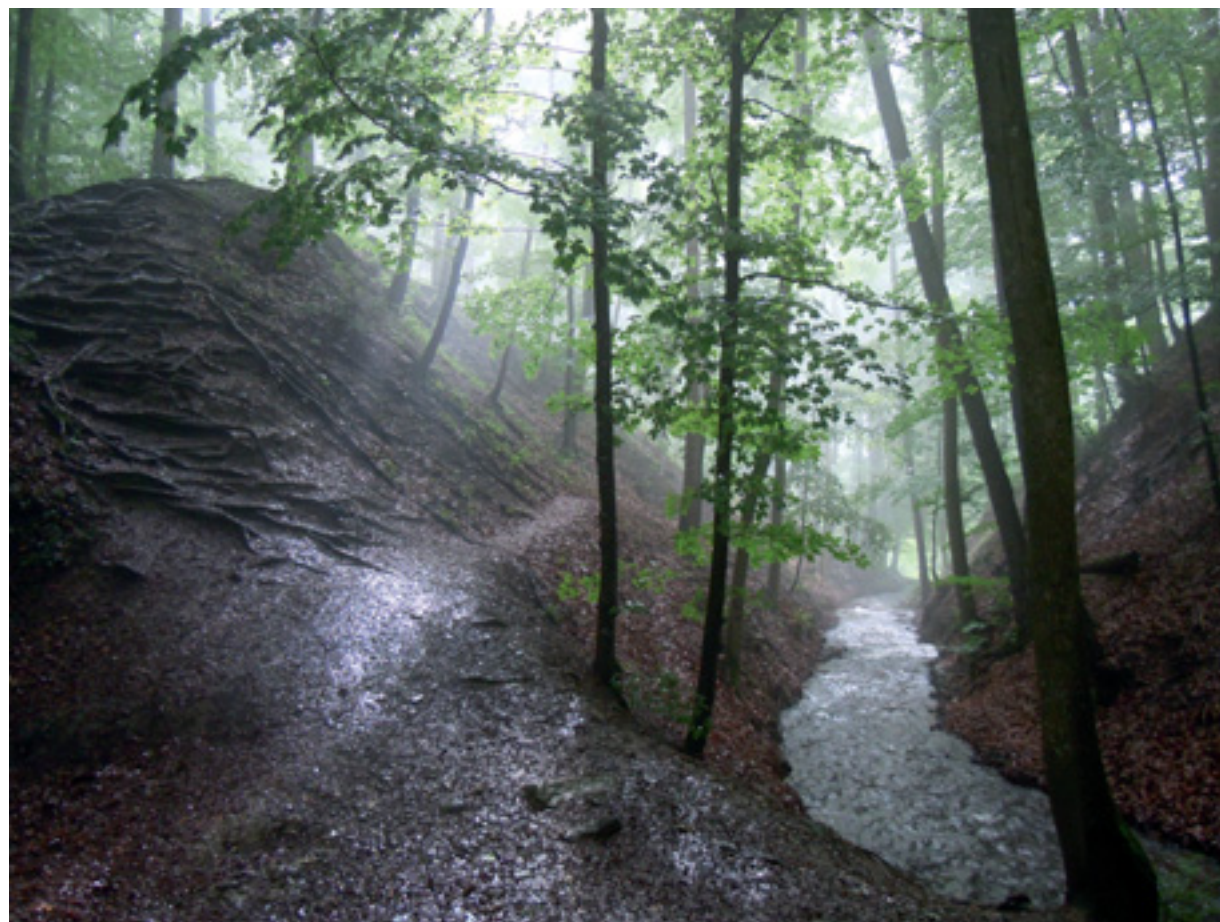


ses um 1155 in einer staufischen Urkunde als lacus Grindel bezeichneten Sees sind bereits bronzezeitliche Funde belegt. Wann jener mächtige Westdamm, der die Senke am Südwestfuß des Wolfesberges in zwei Bereiche teilt, aufgeschüttet wurde, ist unbekannt. Bis heute staut er das Wasser zum Rösslerweiher auf.

Einzigartige Trasse am Hochtobel

Weiter westwärts am abschließenden Rand der dortigen Mieswiesensenke lassen eigentümliche Geländeformationen auf Überreste eines früheren Dammes schließen. Dieser riegelte den Abfluss zur Hochtobelschlucht ab, bis er eines Tages durchbrach. Eigenartigerweise nutzt der Stille Bach dort auf wenigen Metern dessen Krone zu einer Kehre

von 210°, um dann in eine gewagte Trasse entlang des bautechnisch äußerst anspruchsvollen Südabhangs des Lindenberges einzumünden. Diese überwindet mit einem wunderschönen begleitenden Revisionsweg in beeindruckender Weise die lokale Wasserscheide (Abb. 2; 5), bevor sie dann in das ebenfalls schon früh genannte nach Westen geneigte Wiesenland von Nessenreben einmündet. Am Nordwestrand von Nessenreben staut ein weiterer mächtiger Damm den Kanal zum Mahlweiher auf. Seit 1910 verbindet eine unterirdische Druckrohrleitung diesen Stausee unbekanntem Alters mit der Weingartener Oberstadt. Dem unverändert erhalten gebliebenen Turbinenkraftwerk Habisreutinger (Abb. 8) ging die benediktinische Obere Sägemühle an der als Langenlachen bezeichneten Kanaltrasse voraus. Paradoxerweise saßen



5 Beinahe mystisch: der Durchstich durch den Lindenberg.

die Benediktiner auf dem Martinsberg zwar auf dem Trockenen, doch mangelnde Wasserkraft musste man dank des gefällereichen übereigneten Kanalaufes hoch über dem stets hochwassergefährdeten und daher schlecht beherrschbaren engen Scherzachtal überhaupt nicht fürchten.

Eine weitere Stauferurkunde von 1143 nennt den „mulibach“ als Bindeglied zwischen dem Rösslerweiher und dem Martinsberg. Sie bestätigt, dass sich dieser im Besitz des Klosters befindet. Es sind in Süddeutschland keine klösterlichen Bauwerke der Wasserwirtschaft bekannt, die mit der Hochtobeltrasse des Stillen Baches verglichen werden könnten und noch immer funktionieren. Und dies sogar ohne Einfassungen oder Sohlen aus Stein oder gar Beton!

Ausbau als Wasserkraftachse zwischen 1431 und 1603

Der Ausbau des damaligen Mühlkanals zu einem weitverzweigten Kanal- und Weihersystem nahm ab dem 14. Jahrhundert bis heute erkennbare Konturen an (Abb. 3). Stückweise brachten die Mönche weitere Quellaustritte oberhalb des Rösslerweihers unter ihre Kontrolle, fingen ihr Wasser in weiteren Kunstbetten auf, um es zentralen Verteilern zuzuleiten. Kurze Zeit später machte sich auch im benachbarten Ravensburg der in allen Städten gefürchtete Notstand an Antriebsenergie bemerkbar. Die dort bestehenden Papier-, Säge- und Mahlmühlen beanspruchten das gesamte Nutzgefälle des Flappachs allein für sich und ließen keinerlei konkurrierende Erweiterungen der Wassertriebwerke zu. Weingarten konnte nun Gewerbetreibende, die auf Wasserkraft angewiesen waren, zu den besten Konditionen aus Ravensburg abwerben und ihnen Mühlen am Mühlbach auf dem Martinsberg verpachten. Dies begann im Jahre 1431 mit der Verpachtung der Oberen Sägemühle an der Langenlachen, wurde jedoch alsbald aus politischen Gründen von der habsburgischen Landvogtei, zu der der Flecken Altdorf unterhalb des Martinsberges gehörte, unterbunden. Man fürchtete dort den energetischen Vorteil des regulierbaren und gefällereichen Kanals, der die Bevölkerung im Bereich des reichsunmittelbaren Klosterberges anwachsen ließ.

Durch geschickte Verträge mit den ebenfalls benachbarten Truchsessern von Waldburg konnte das Kloster jedoch bis zum Jahre 1603 das Wasserinzugsgebiet des Stillen Baches nach und nach um mehr als das Doppelte vergrößern und so für sich „bis zu ewigen Zeiten“ sichern. Damit hatten die Benediktiner ihrem Martinsberg zu einem künstlichen Wassereinzugsgebiet mit einer Ausdehnung von 25 qkm, über zehn Teilkanälen und nahezu 20 Weihern bis in den Altdorfer Wald hin-



ein verholten. Gleichzeitig waren sie an die natürlichen Grenzen der Ausbaufähigkeit gestoßen (Abb. 1).

Technisches Bauwerk mit Erholungsfaktor

Anschließend konzentrierten sich daher die Bemühungen auf das wasserwirtschaftliche Herzstück des Stillen Baches auf der ersten weiträumigen Höhenterrasse über dem Martinsberg: Nessenreben und die bucklige Landschaft um den Rösslerweiher. Der Nessenreben nach Osten begrenzte Moränenwall des Lindenberges, Standort einer mittelalterlichen Burg, wurde 10 m tief durchbrochen, um die rutschgefährdete Tobeltrasse abzukürzen. Daneben mutierte die bisherige Klostersennerei und Pferdezucht Nessenreben zum barocken Rekreativort der Ordensleute. Das Gestüt wurde um ein kleines Schlösschen erweitert, umgeben von Springbrunnen, einer Naturheilstube, wundersamen Grotten, Vogelvolieren und einem Froschweiher für die Klosterküche. Das Ambiente inspirierte 1784 einen reisenden Benediktiner aus Salzburg: „Würde man diese Gegend nur ein klein wenig durch Kunst und Bemühung unterstützen, so müsste es den artigsten englischen Garten vorstellen ...“ (Abb. 7). Napoleon bereitete mit seiner Neuordnung Europas dieser Lustbarkeit ein jähes Ende. Das Kloster wurde aufgelöst und einige Jahrzehnte später dem Militär zur Verfügung gestellt. In Nessenreben übte fortan lärmend die Infanterie. Das idyllische Schlösschen mit seinen Nebengebäuden, Grotten und Springbrunnen verlor seinen Charakter. Es harrt bis heute einer grundlegenden Restaurierung und Neubelebung.

Unangetastet blieb der alte Mühlbach. In der Romantik entdeckten die Bürgerinnen und Bürger den Reiz der Hochtobeltrasse. Auf dem Weg zum

6 *Nach dem Abfischen werden die Karpfen nach Größe sortiert.*

Glossar

Altdorfer Wald

Größtes zusammenhängendes Waldgebiet Oberschwabens nordöstlich von Ravensburg.

Querbauwerk

Bauwerk, das wie ein Riegel den Durchfluss eines Fließgewässers verlangsamt oder gar hemmt.

Truchsessern von Waldburg

gehörten dem schwäbischen Hochadelsgeschlecht mit ihrer Stammburg Waldburg südöstlich Weingarten an.

Weiher

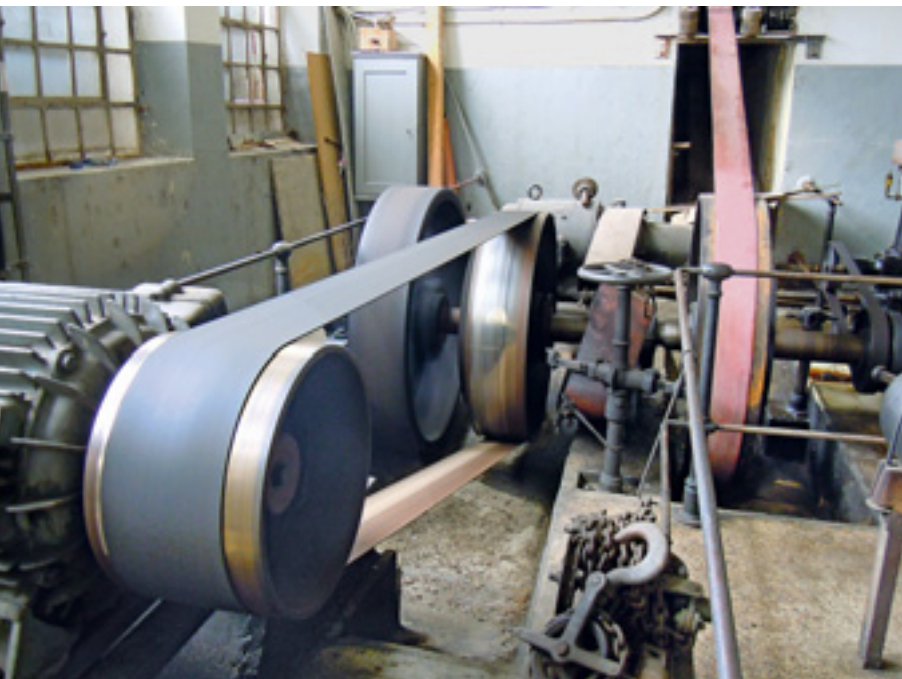
Der Begriff unterscheidet im süddeutschen Sprachgebrauch in der Regel künstliche, mit einem Damm aufgestaute Stillgewässer von natürlichen Stillgewässern.



7 Nessenreben im 18. Jahrhundert: ein Paradies mit Wasserspielen.

Rösslerweiher bewunderte man die Stille des Kanals an den Passagen, an denen sein Gefälle besonders gering ist (Abb. 2). Die funktionale Bezeichnung des Mühlbaches tauschten sie gegen einen wesentlich malerischeren Namen – den des Stillen Baches. Einzigartig im Umfeld weiterer neuer Kanäle des frühindustriellen Wasserkraftbooms, die bis heute zwischen dem Altdorfer Wald und der Stadtgrenze von Ravensburg über zehn weitere Turbinenstandorte beliefern. Bis heute verläuft der Stille Bach außerhalb der städtischen Besiedlung in Betten ohne Beton oder mit Steinen befestigten Sohlen. Auf die im 16. Jahrhundert vorgegebene „grüne“ Bedachung zum Schutz gegen Verkräutung wird weitgehend geachtet. Auf dem gefällereichen Martinsberg verläuft der Stille Bach vor allem in Bereichen dichter Altbebauung unterirdisch. Sein Lauf lässt sich jedoch anhand ver-

8 Kraftwerk Habisreutinger an der Langenlachen in Weingarten.



schiedener wasserkraftabhängiger Traditionsbetriebe nachvollziehen. Die letzten drei sind prozentual eingebunden in die Unterhaltung des Kanals, die ansonsten vom Land Baden-Württemberg, dem Landkreis Ravensburg, der Stadt Weingarten und der Gemeinde Schlier finanziert wird.

1985: Konzeption für den wasserbauhistorischen Wanderweg

Eine grundlegende historisch-geografische Untersuchung des Stillen Baches und seiner Gewässer durch den Verfasser dieses Beitrages weckte Mitte der 1980er Jahre das Interesse des damaligen Ravensburger Landrats Dr. Guntram Blaser. Er beauftragte den Verfasser, einen wasserbauhistorischen Wanderweg zu entwickeln. Da das idyllische Landschaftsbild zwischen Nessenreben und dem Rösslerweiher jedoch keine Möblierung mit Stelltafeln vertrug, sollten Besucher nur an wenigen prägnanten Standorten mit Texttafeln in dezenten Farben auf die wichtigsten Sachverhalte aufmerksam gemacht werden. Der Weg wurde 1990 der Öffentlichkeit übergeben (Abb. 10). 2005 folgte die Aufnahme in das Netzwerk der Mühlenstraße Oberschwabens, das nahezu hälftig die vielfältigen kommunalen und privaten Angebote zur Darstellung der traditionellen Mühlen- und Weiherkultur Oberschwabens bündelt und medienwirksam präsentiert. Deren Konzeption, wiederum aus der Feder des Verfassers mit weiteren Anregungen durch den Tannheimer Müller Gerd Graf, wurde vom Schwäbischen Heimatbund mit dem Extrapreis des württembergischen Kulturlandschaftspreises 2005 ausgezeichnet. 2017 erfolgte die Aktualisierung der Texte und Tafeln. Vertiefende Informationen liefern dagegen Texte und Abbildungen einer mittlerweile in fünfter aktualisierter Auflage erschienenen Broschüre. Diese korrespondiert mit kleinen Zifferntafeln, die mit einem wegweisenden Logo den Verlauf des Rundwanderweges kennzeichnen.

Deutschlandweiter Modellcharakter

Aufmerksam geworden durch das Angebot des wasserbauhistorischen Wanderweges besuchen seit Eröffnung des Lehrwanderweges Menschen aus ganz Deutschland und benachbarten Ländern den Stillen Bach. Sie lieben die „Symbiose von Technik und Natur“, wie die damalige Zeitschrift „natur“ das Kanalsystem in den 1980er Jahren beschrieb. Ein künstlich durch wasserwirtschaftliche Maßnahmen erweitertes Landökosystem, das nun auch in Teilen zu den europäischen Flora-Fauna-Habitaten gezählt wird und entsprechenden Regelungen zu deren Schutz unterliegt. Somit steht das eingetragene technische Kulturdenkmal des

Stillen Baches mit seinen vielen Teilkanälen und Stauseen für einen Umgang mit der Natur, dem es auf den Gemarkungen Weingarten und Schlier meisterhaft gelungen ist, das natürliche Potenzial regenerativer Energien zu nutzen, ohne das Landschaftsbild selbst zu vernachlässigen oder gar zu zerstören. Es ist ein einzigartiges Zeugnis mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Technik und wirtschaftlicher Logistik.

Literatur

Marion Heumüller/Sebastian Million: Ein Bohlenweg der Hallstattzeit und weitere vorgeschichtliche Wege zur Insel Buchau (Bad Buchau, Kr. Biberach), in: N. Bleicher et al. (Hg.): Dendrochronologie – Typologie – Ökologie. Festschrift für André Billamboz zum 65. Geburtstag, Freiburg/Br. 2013, S. 125–138.

Werner Konold: Die wasserabhängigen Landökosysteme. Gibt es gemeinsame Strategien von Wasserwirtschaft und Naturschutz zu deren Schutz und Erhalt?, in: Hydrologie und Wasserbewirtschaftung 51, 2007, H. 6, S. 257–266.

Andreas Haasis-Berner: Wasserkünste, Hangkanäle und Staudämme im Mittelalter. Eine archäologisch-historische Untersuchung zum Wasserbau am Beispiel des Urgrabens am Kandel im mittleren Schwarzwald, Rahden 2001.

Norbert Kruse (Hg.): Weingarten. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Biberach 1992.

Lutz Dietrich Herbst: Ausgebaute Fließgewässer des Mittelalters und der frühen Neuzeit in Oberschwaben als Lernfelder der historischen Geographie (= Weingartener Hochschulschriften Nr. 17), Weingarten 1992.

Werner Konold: Oberschwäbische Weiher und Seen. Teil 1: Geschichte – Kultur (=Beihefte zu den Veröffentlichungen für Naturschutz und Landschaftspflege in Baden-Württemberg Bd. 52 (1–200), hg. v. der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg/Institut für Ökologie und Naturschutz, Karlsruhe 1987. Lutz Dietrich Herbst: Der Stille Bach. Einmaliges Zeugnis mittelalterlicher Wasserbautechnik in Oberschwaben (= Weingartener Hochschulschriften Nr. 1), Weingarten 1982.

Praktischer Hinweis

Der Wasserbauhistorische Wanderweg am Stillen Bach ist ein 5 km langer Rundweg. Er beginnt am Parkplatz des Weingartener Höhenfreibads Nessenreben im Osten der Stadt (Zufahrt ab der L 317 Weingarten-Wolfegg ausgeschildert). Die Gemeinden Weingarten und Schlier geben seit 2005 eine 39-seitige Broschüre heraus, erhältlich für 3,50 Euro bei der Tourist-Information Weingarten, Münsterplatz 1, 88250 Weingarten, Tel. 0751/405 232, E-Mail akt@weingarten-online.de, oder bei der Gemeinde Schlier,



Rathausstraße 10, 88281 Schlier, Tel. 07529/977-0, E-Mail Gemeindeverwaltung@schlier.de.

Die Arbeitsgemeinschaft „Mühlenstraße Oberschwaben e.V.“ betreibt eine informative Internetseite und gibt einen kostenlosen Faltpfad heraus. Er ist erhältlich bei den oberschwäbischen Tourist-Informationen, den beteiligten Mühlen und Museen sowie über www.muehlenstrasse-oberschwaben.de

9 Strom für 17 Haushalte: Kraftwerk der Bürgerenergiegenossenschaft Weingarten am Stillen Bach in Nessenreben.

10 Seit 1990 erläutert der Lehrpfad die Symbiose von Technik und Natur.

Dr. Lutz Dietrich Herbst
Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Dienststz Esslingen

Ausstellungen

„Archäologie – Landwirtschaft und Forstwirtschaft“

26. September bis 14. Oktober 2018
Landesgartenschau in Lahr
Treffpunkt Baden-Württemberg

Nach dem großen Erfolg der Ausstellung bei der Gartenschau in Bad Herrenalb 2017 kommt das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (LAD) den zahlreichen Anfragen nach und präsentiert auch 2018 die Sonderausstellung „Archäologie – Landwirtschaft und Forstwirtschaft“ auf der Landesgartenschau in Lahr. Vom 26. September bis 14. Oktober zeigt das LAD in den Ausstellungsräumen des Treffpunktes Baden-Württemberg ausgewählte Schutzstrategien von Bodendenkmalen anhand von archäologischen Fallbeispielen aus Baden-Württemberg. Da zahlreiche archäologische Denkmale in stark frequentierten und landwirtschaftlich intensiv genutzten Gebieten unserer Kulturlandschaft zu finden sind, ist es wichtig, Wege zur integrativen Nutzung von Bodendenkmalen in der Kulturlandschaft aufzuzeigen. Bei der Erhaltung unseres archäologischen Erbes kommt der Land- und Forstwirtschaft eine wichtige Schlüsselrolle zu, denn die konventionelle Bewirtschaftung von Denkmalflächen kann die archäologische Substanz stark beeinträchtigen.

Vor diesem Hintergrund hat sich eine ressortübergreifende Arbeitsgemeinschaft verschiedener Fachbereiche der Landesverwaltung gegründet und der Aufgabe angenommen, die Wanderausstellung zu konzipieren. Sie führt in die Thematik ein und stellt die erarbeiteten Konzepte vor. Ein Vortrag von Dr. Günther Wieland über „Archäologische Denkmale im Wald – Erkennen und Schüt-

Zwei Rückepferde ziehen kleinere Baumstämme im Bereich einer keltischen Viereckschanze denkmal-schonend aus dem Wald.



zen“ am 4. Oktober 2018 um 13.30 Uhr im Ausstellungsbereich gibt Gelegenheit, noch tiefer in die Thematik vorzudringen. „Viele einzigartige Zeugnisse der Vergangenheit verbergen sich unsichtbar im Boden und stellen gleichzeitig geschützte Kulturdenkmale dar, die erhalten und vor Zerstörung bewahrt werden müssen. Durch Bodeneingriffe, etwa im Rahmen von Wegebauarbeiten, können sie Schaden nehmen. Bei Forstarbeiten im Bereich von Denkmalen geht auch eine große Gefahr vom Befahren mit schweren Maschinen aus. Das Erkennen von Kulturdenkmalen und das Wissen um ihre Lage im Wald sind deshalb eine wichtige Grundlage für wirksame Schutzmaßnahmen“, so Wieland.

Die Sonderausstellung kann bis zum Abend des 14. Oktober besucht werden. Sie ist Teil der Präsentation des LAD im Treffpunkt Baden-Württemberg, der sich im Bereich des „Bürgerparks“ auf dem Landesgartenschauareal, in der Nähe des Eingangs „Mauerweg“ befindet.

Von der Steinzeit zu den Alamannen – Hemmingen in der Vor- und Frühgeschichte

9. September bis 25. November 2018
Keltenmuseum Hochdorf/Enz
Keltenstraße 2, 71735 Eberdingen-Hochdorf
Di–Fr 9.30–12 und 13.30–17 Uhr,
Sa, So und Feiertag 10–17 Uhr
www.keltenmuseum.de

Die Gemeinde Hemmingen gehört zu den fundreichsten Orten im Kreis Ludwigsburg. In der gemeinsam vom Landesamt für Denkmalpflege und der Gemeindeverwaltung Hemmingen organisierten Sonderausstellung im Keltenmuseum Hochdorf werden vom 9. September bis 25. November die wichtigsten Funde aus Stein-, Metall-, Römer- und Alamannenzeit ausgestellt. Ein Heft über die archäologischen Entdeckungen in Hemmingen ist in der Reihe „Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg“ in Vorbereitung.

Auf der Gemarkung Hemmingen hat schon die älteste bäuerliche Zivilisation im süddeutschen Raum, die so genannte Bandkeramische Kultur aus der Jungsteinzeit, ihre Spuren hinterlassen. Es sind mehrere Fundstellen dieser Kultur bekannt, wie zum Beispiel Seehöfe, Lochfädle und Lattichäcker. Aus dem Mittelneolithikum gibt es zahlreiche Fundstellen der so genannten Großgartacher und Rössener Kultur. Die reich bebilderte Ausstellung zeigt unter anderem die Rekonstruktion eines bandkeramischen Hauses, Gefäßformen, Werkzeuge und Skizzen ausgegrabener Siedlungsgruben.

Mit Beginn der Hallstattzeit (etwa Ende des 8. Jh. v. Chr.) traten in Südwestdeutschland erstmals die



Neolithische verzierte Keramikfragmente.

Kelten aus dem geschichtlichen Dunkel hervor. Neben den üblichen, wenig auffallenden Siedlungen (wie z. B. Hochdorf/Enz) sind die wichtigsten Erscheinungen dieser Zeit die Grabhügel, die entweder Teil großer ausgedehnter Gräberfelder waren oder als so genannte Großgrabhügel entstanden sind. Aus Hemmingen sind zwei Großgrabhügel und sechs Hügelgruppen bekannt. Außer Bohrungen in einem Großgrabhügel in der Flur „Birkle“ wurden keine systematischen Grabungen durchgeführt. Ausgestellt werden topografische Aufnahmen, Fotos, Skizzen und Luftbilder.

Aus der zweiten Periode der Eisenzeit, der Latènezeit, gibt es wenige Funde aus Hemmingen. In der Flur „Weidenfeld“ stieß man am 28. November 1935 auf ein zierliches Skelett, von dem Knochenfragmente und Grabbeigaben präsentiert werden.

Die Römerzeit an Enz und Gloms dauerte nur etwa 150 Jahre. Die römische Expansion fand hier erst am Ende der Regierungszeit von Kaiser Antonius Pius um 160 n. Chr. statt, als die hier in der späten Eisenzeit lebenden Menschen vertrieben worden oder geflohen waren. Städte, Dörfer und Gehöfte lagen verlassen da, die Felder waren verödet. In der Gemarkung Hemmingen sind neun Fundstellen aus der Römerzeit bekannt: Appenwiesen, Birkle, Gloms, Lochpfädle, Rohrhof, Schloss, Spitalwäldle, Unter der Schauchert und Zeil.

Auf dem flachen Land bestand damals eine dichte Besiedlung mit einzelnen Gehöften (lateinisch: Villa rustica). Charakteristisch für ein solches Landgut war ein einzeln stehendes repräsentatives Haupthaus, in dem die Familie lebte, die den Gutsbetrieb leitete. Gelegentlich gab es auf dem Areal weitere Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Die Gehöfte waren umgrenzt, meist ummauert und bildeten rechteckige Anlagen von 1 bis 5 ha Innenfläche. Zu dieser ländlichen Bevölkerung gehörten auch die Bewohner der Villa rustica im „Spitalwäldle“. Gezeigt werden die Rekonstruktion eines römischen Gutshofes, der Grundriss der Anlage im „Spitalwäldle“, das heutige Gelände des ehemaligen Gutshofes, archäologische Funde wie eine Türschwelle aus Stein, der Torso einer Frauenstatuette

und ein „Viergötterstein“, der einst als Sockel einer Jupitersäule diente; des Weiteren aus der Siedlung von „Lochpfädle“ eine Tierfigur und Scherben von römischen Tellern und Schüsseln. Aus der Siedlung in der Flur „Unter der Schauchert“ werden der Boden eines Bronzegefäßes, zwei Ziegelfragmente, drei Eisennadeln, vier Steinfragmente, vier Knochenstücke und mehrere Scherben zu sehen sein. Ab 259/260 überrollten germanische Stämme immer wieder den Limes. Die Römer konnten das fortwährend bedrohte Gebiet nicht mehr halten und zogen sich auf die Linie Donau, Iller, Bodensee und Rhein zurück. Unter römischem Einfluss wechselten die Germanen von der Brand- zur Körperbestattung. In der Alamannia wurde die Körperbestattung zunächst von der alamannischen Oberschicht, die am ehesten romanisiert war, praktiziert; einfache Leute übten weiterhin die Brandbestattung aus. Hemmingen verfügt über drei alamannische Begräbnisstätten mit Körpergräbern, in „Gäßlesgraben“, „Ob dem Kirchof“ und „Unter der Schauchert“. Präsentiert werden: eine Karte mit den alamannischen Gräberfeldern in Hemmingen, eine Lanzenspitze, gefunden in „Ob dem Kirchof“, und zahlreiche Beigaben, insbesondere Silberfibeln aus 59 Gräbern von „Unter der Schauchert“, darunter je ein vollständiges Männer- und Frauengrab.



Römischer „Viergötterstein“.

Mitteilungen

50 Jahre Förderkreis Archäologie Baden

Jubiläumstagung vom 12. bis 14. Oktober 2018
Hauptgebäude des BGV/Badische Versicherungen
Durlacher Allee 56, 76131 Karlsruhe

Anlässlich seiner Gründung vor 50 Jahren führt der Förderkreis Archäologie in Baden vom 12. bis 14. Oktober 2018 im Hauptgebäude des BGV/Badische Versicherungen in Karlsruhe seine Jubiläumstagung durch.

Als Prolog werden am Freitag, 12. Oktober, zwei Führungen angeboten. Hermann Diruf bietet einen Spaziergang durch Durlachs Vergangenheit an (Führung 1, Treffpunkt 8.45 Uhr: BGV, Durlacher Allee 56), Archivleiter Wolfgang Zimmermann führt durch das Generallandesarchiv Karlsruhe (Führung 2, Treffpunkt 9 Uhr: GLA Karlsruhe, Nördliche Hildapromenade 3).

Um 11 Uhr beginnt die Tagung in den Räumen des BGV mit Grußworten des Vorsitzenden des Förderkreises Jürgen Ehret, des Vorstandsvorsitzenden des BGV Heinz Ohnmacht, von Staatssekretärin Katrin Schütz vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau und des Präsidenten des Landesamtes für Denkmalpflege Prof. Dr. Claus Wolf.

*Alamannische Lanzen-
spitze, gefunden in
„Ob dem Kirchof“.*



Jubiläumstagung

12. bis 14. Oktober 2018



Karlsruhe



Im Anschluss daran wird das zum Jubiläum erstellte Buch „Archäologische Erlebnisorte zwischen Odenwald und Bodensee“ vorgestellt. Über 40 Autoren präsentieren darin wichtige obertägig sichtbare archäologische Denkmale des badischen Landesteils.

Prof. Dr. Dirk Krause eröffnet mit einem Beitrag zur Neuorganisation der Denkmalpflege den Vortragsreigen. Es folgt ein thematisch und zeitlich breit gefächertes Programm, das neue Informationen bietet. Das Spektrum reicht von hallstatt- und frühlatènezeitlichen Gräbern aus Karlsruhe-Neureut, Grabfunden der Jungsteinzeit im Hegau sowie Befunden zu Freiburg vor der Marktgründung über Neufunde eines frühneolithischen Schlachtfelds in Diersheim sowie neue Erkenntnisse zur Vegetationsgeschichte des Schwarzwalds bis zu anthropologischen Highlights aus Baden.

Nach dem Empfang der Stadt Karlsruhe durch Oberbürgermeister Dr. Frank Mentrup folgt um 20 Uhr ein öffentlicher Festvortrag. Als Referent konnte Prof. Dr. Matthias Wemhoff aus Berlin gewonnen werden, der das Thema „Archäologische Funde als Bedeutungsträger – Eine veränderte Wahrnehmung im Europäischen Kulturerbejahr“ beleuchtet.

Am Samstag, 13. Oktober, beginnt um 8.30 Uhr die Mitgliederversammlung, unter anderem mit der erneuten Wahl des Vorstandes.

Im Anschluss daran folgt eine Exkursion nach Rastatt (Abfahrt 10 Uhr, Parkplatz BGV, Durlacher Allee 56). Auf dem Programm stehen Besuche der Leopoldsfeste und der Ausgrabung der Bundesfestung sowie des Wehrgeschichtlichen Museums. Zurück in Karlsruhe folgt ein Rundgang durch die von Walter Gropius geplante Wohnsiedlung Damerstock.

Am Sonntag, 14. Oktober, hat eine weitere Exkursion die Steinzeit und Römer in der Pfalz zum Thema (Abfahrt 9 Uhr, Parkplatz BGV, Durlacher Allee 56). Dr. Andrea Zeeb-Lanz stellt den neolithischen Kultplatz und das Museum in Herxheim vor. Das römische Weingut von Bad Dürkheim-Ungstein bringt uns Dr. Fritz Schumann nahe. Eine Anmeldung zur Tagung ist erforderlich. Tagungsprogramm, Anmeldeformular, Angaben zu Kosten und Bankverbindung finden Sie im Internet unter www.foerderkreis-archaeologie.de

Grenzüberschreitende Archäologietage im Oberrheintal

16. und 17. November 2018
Universität Straßburg
Salle Pasteur im Palais universitaire
9, Place de l'Université
67000 Strasbourg.

Am 16. und 17. November 2018 finden in Straßburg zum vierten Mal die grenzüberschreitenden Archäologietage im Oberrheintal statt. Wie schon bei den vorangegangenen Veranstaltungen, die seit 2012 im Zweijahresturnus abgehalten wurden, werden wieder Archäologinnen und Archäologen aus dem Elsass, der Schweiz und Baden-Württemberg der interessierten Öffentlichkeit ihre Forschungen in Form von Vorträgen und Postern präsentieren.

Schwerpunktthema am Freitag, den 16. November, sind die „Befestigungsanlagen durch die Zeiten im Oberrheingebiet“, am Samstag, 17. November, bestimmen aktuelle archäologische Forschungen in der Dreiländerregion das Vortragsprogramm. Die Veranstaltung wird gemeinsam vom Landesamt für Denkmalpflege in Baden-Württemberg, der Kantonsarchäologie Basel-Stadt und dem Service Régional de l'Archéologie im Elsass getragen und hat zum Ziel, den grenzübergreifenden Austausch in der archäologischen Forschung zu fördern.

Die Veranstaltung ist öffentlich, die Teilnahme an der Tagung ist kostenfrei.

12. Tagung der Gesellschaft für Archäozoologie und Prähistorische Anthropologie

24. bis 28. September 2018 in Konstanz
Archäologisches Landesmuseum
Benediktinerplatz 5, 78467 Konstanz

Der Vorstand der Gesellschaft für Archäozoologie und Prähistorische Anthropologie e.V. (GAPA) und das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (LAD) laden zur diesjährigen Tagung der Gesellschaft in das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg (ALM) in Konstanz ein. Anlässlich ihrer 12. Tagung kehrt die GAPA mit diesem Tagungsort an den Ort zurück, wo sie im Rahmen der 7. International Conference



Die grenzüberschreitenden Archäologietage finden im Palais universitaire der Universität Straßburg statt.

for Archaeozoology (ICAZ) im September 1994 gegründet wurde.

Die Tagung dient dem fachlichen Austausch und dem fächerübergreifenden Dialog zwischen den Fachleuten, die sich mit der Untersuchung von menschlichen und tierischen Skelettresten aus archäologischem Kontext beschäftigen, wie auch der Diskussion über mögliche Kooperationen mit interessierten Archäologen.

Sie beginnt am Montag (24. 9.) um 18. 15 Uhr mit einem gemeinsamen Abendessen und endet am Freitag (28. 9.) mit einer Exkursion zu den Pfahlbauten in Unteruhldingen/Bodensee.

Neben wissenschaftlichen Vorträgen zur Archäozoologie, Anthropologie und angrenzenden Forschungsbereichen werden eine Stadtführung durch Konstanz sowie Führungen im ALM und in der Osteologie des Landesamtes für Denkmalpflege am Dienstsitz Konstanz angeboten. Die Vorträge und Posterbeiträge werden in der Reihe „Beiträge zur Archäozoologie und Prähistorischen Anthropologie“ publiziert.

Die Organisatoren freuen sich auf eine rege Beteiligung aus dem Kollegenkreis und die fachliche Diskussion.

Weitere Informationen zur Veranstaltung finden Sie auf den Webseiten des LAD (www.denkmalpflege-bw.de) und der GAPA (www.gapa-kn.de).

Fachtagung „Aktuelle Forschung an Kulturdenkmälern – Das Sommerrefektorium Bebenhausen – neue Forschungsergebnisse im Zuge der aktuellen Sicherungsmaßnahmen“

27. September 2018

Kloster und Schloss Bebenhausen,
Sommerrefektorium

Im Schloss, 72074 Tübingen-Bebenhausen

Auf der eintägigen Tagung werden interessante Erkenntnisse der jüngsten Forschungen zum Sommerrefektorium vorgestellt, die im Zusammenhang mit statischen und restauratorischen Sicherungsmaßnahmen in den letzten Jahren gewonnen werden konnten. Durch die enge Zusammenarbeit mehrerer wissenschaftlicher Disziplinen ergaben sich verschiedene Sichtweisen auf das 1335 errichtete Klostergebäude. So wurden unter anderem die Statik, die Gewölbeform sowie bautechnische Besonderheiten genauer untersucht. Geschädigte Gewölbezonen wurden gesichert, darüber hinaus werden seit 2016 Schwingungen im Gewölbe gemessen. Die Deckenbemalung, insbesondere die wertvollen Schlusssteinbemalungen wurden im Zuge der Konservierungsmaßnahmen genau untersucht, wobei sich ungewöhnliche maltechnische Details ergaben. Auch die Forschungen



zur Restaurierungsgeschichte des Raumes im 19. Jahrhundert erbrachten weitere Ergebnisse. Die Fachtagung ist der fünfte Teil der Vortragsreihe der Materialprüfungsanstalt Universität Stuttgart im SS 2018 und findet in Kooperation mit Staatliche Schlösser und Gärten Baden-Württemberg, Vermögen und Bau Baden-Württemberg Amt Tübingen und dem Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart statt.

Um Anmeldung bis 14. September 2018 wird gebeten.

Den Flyer und die Anmeldeinformationen finden Sie unter www.mpa.uni-stuttgart.de

Die Teilnahme an der Tagung ist kostenfrei. Für die Pausenverpflegung und den Mittagsimbiss wird eine Spende erbeten.

Tag des offenen Denkmals 2018 ©

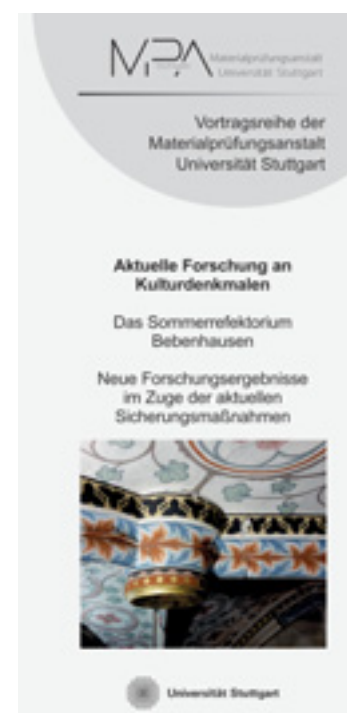
Eröffnung und Nacht des offenen Denkmals
8. September 2018

Freiburg i.Br., Historisches Kaufhaus, Altstadt
und weitere Stadtteile

Zum Auftakt des diesjährigen Tags des offenen Denkmals zum Thema „Entdecken, was uns verbindet“ lädt die Landesdenkmalpflege am 8. September 2018 in die Stadt Freiburg im Breisgau ein. Am Nachmittag findet ab 16 Uhr im Historischen Kaufhaus die Eröffnungsfeier mit Ansprache von Staatssekretärin Katrin Schütz vom Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau und einem Festvortrag von Prof. Dr. Marc Carel Schurr von der Universität Straßburg zu den grenzüberschreitenden Verbindungen des Oberrheingebietes statt. Im Anschluss an den Festakt lädt die Stadt Freiburg zu einem Empfang ein.

Ab 18 Uhr haben Sie dann bei der Nacht des offenen Denkmals Gelegenheit, den Blick hinter die Türen sonst verschlossener Denkmale in der Freiburger Altstadt und abseits bekannter Routen in verschiedenen Stadtteilen zu werfen. In der bald 900 Jahre alten Stadt ist das Thema „Entdecken,

Das Refektorium der ehemaligen Benediktinerabtei Petershausen bietet ein stilvolles Ambiente für die 12. Tagung der Gesellschaft für Archäozoologie und Prähistorische Anthropologie e.V. in Konstanz.





Das Colombischlössle.

*Historisches Kaufhaus
am Münsterplatz.*

*Fassade des Erzbischöflichen
Ordinariats in
Freiburg.*

was uns verbindet“ allgegenwärtig; überall sind Spuren unseres kulturellen Erbes aus allen Teilen Europas zu finden, wie sie in zahlreichen Projekten und Aktionen im diesjährigen Europäischen Kulturerbejahr (ECHY) unter dem Motto „Sharing Heritage“ ausgelotet werden.

Schon in den Architekturen zahlreicher Gebäude sind diese europäischen Einflüsse außen und innen ablesbar: Als eindrückliches Beispiel hierfür dient das Colombischlössle, das heute das Archäologische Museum der Stadt Freiburg beherbergt. Auf der Bastion Saint Louis der Vauban'schen Stadtbefestigung ließ die spanische Gräfin Maria de Colombi y de Bode von 1859 bis 1861 durch den Architekten Georg Jakob Schneider eine Villa im neugotischen Stil erbauen. Mit ihrem herrschaftlichen Wohnsitz schuf sie für ihre internationale Familie einen kulturellen Treffpunkt in Südbaden. Die gründerzeitliche MEZ-Villa hingegen wurde im ausgehenden 19. Jahrhundert gemäß der norditalienischen Tradition der ländlichen Villen von Franz

von Hoven erbaut. Eingebunden in einen Landschaftspark zeigt sich das Bauwerk als abwechslungsreich malerisch gestaltete Architektur in der Tradition der Renaissance. Heute wird das Gebäude als Schulhaus genutzt. Ein weiteres Juwel der Freiburger Architektur ist fraglos das Erzbischöfliche Ordinariat. Architekt war der Erzbischöfliche Baurat Raimund Jeblinger (1853–1937). Das Gebäude entstand im Stil des Späthistorismus, in dem Elemente der Romanik mit byzantinisierten Elementen verbunden wurden. Im Bereich der Ornamentik wurden auch Jugendstilmotive eingesetzt. Diese Beispiele bieten einen kleinen Ausblick auf den reichen Schatz der Objekte, die an diesem Abend exklusiv ihre Türen öffnen und von ausgewählten Experten vorgestellt werden.

Entdecken Sie bei der Nacht des offenen Denkmals noch vieles mehr – neben prachtvollen Kirchen, Gasthäusern und Verwaltungsbauten auch universitäre Gebäude, Schulen, Villen und sogar ein Schloss, das privat bewohnt ist und an diesem Abend exklusive Führungen anbietet. Die europäischen Einflüsse sind in Freiburg überall sichtbar und werden durch das Programm mit rund 50 verschiedenen Angeboten lebendig vermittelt. Vielfältige Führungen, Ausstellungen sowie Konzerte und Lesungen bieten für alle Interessierten auf unterschiedliche Weise Zugang zu den Denkmälern und ihren reichen Geschichten. Das Münsterforum öffnet an diesem Abend von 20 bis 22 Uhr im ruhigen Format „Klang und Raum“ mit Konzert und Lesung. Ein besonderes Highlight ist eine Stadtrundfahrt mit der denkmalgeschützten Straßenbahn aus dem Jahr 1950 entlang prominenter Freiburger Denkmale, die an diesem Abend durch die großzügige Unterstützung der VAG ermöglicht wird. Wer es unterhaltsam mag, folgt den Experten von Historix-Tours auf Rundgängen





Luftbild des Adelhauser Klosters.

in der Freiburger Altstadt. An mehreren Orten informieren Restauratoren und Architekten in Werkberichten über Sanierungsmaßnahmen.

Speziell für Kinder gibt es eine Mal-Aktion vor dem Historischen Kaufhaus sowie eine Hausrallye im Berthold-Gymnasium für Kinder von 7 bis 10 Jahren und ihre Eltern, anschließend für Jugendliche. Vom Münsterplatz vor dem Historischen Kaufhaus aus startet der Denkmalabend, hier gibt es zusätzlich zum umfangreichen Programm auch Bewirtung, etwa in der „Alten Wache“. An den Infoständen der Denkmalpflege auf dem Münsterplatz und im Museum für Stadtgeschichte werden die Tickets für die Führungen ausgegeben, bei denen die Teilnahme auf eine bestimmte Personenzahl begrenzt ist. Bitte beachten Sie, dass für zahlreiche Angebote vorab ein Ticket abgeholt werden muss. Hier erhalten Sie auch die Programmübersicht des Abends.

Zum Abschluss des Programms gibt es ab 22 Uhr bei einem entspannten Get-together im beeindruckenden Kreuzgang des Adelhauser Klosters Gelegenheit für Gespräche mit Musik, Getränken und einer kleinen Köstlichkeit aus Frankreich.

In diesem Sinne wünschen wir allen Besuchern einen spannenden Abend in Freiburg mit viel Freude beim „Entdecken, was uns verbindet“.

Nicht nur in Freiburg, sondern in ganz Baden-Württemberg öffnen am darauf folgenden Sonntag, 9. September, anlässlich des bundesweiten Tags des offenen Denkmals wieder viele Objekte ihre sonst verschlossenen Türen. Interessierte finden das Angebot auf der Internetseite der Deutschen Stiftung Denkmalschutz: www.tag-des-offenen-denkmals.de/programm

Das Angebot der Landesdenkmalpflege liegt als Flyer dieser Ausgabe des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege bei.

Personalia

Dr. Isolde Dautel

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 83.1 – Inventarisierung
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Tel. 0711/90 44 51 82
Isolde.Dautel@rps.bwl.de

Seit Februar 2018 ist Isolde Dautel mit der Erfassung der Kleindenkmale in Baden-Württemberg für das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen tätig. Sie hat in Tübingen und Wien Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Empirische Kulturwissenschaft studiert und mit einer Dissertation über Andreas Schlüters „Sterbende Krieger“ im Hof des Berliner Zeughauses abgeschlossen. In ihrem Volontariat bei den Staatlichen Schlössern und Gärten Baden-Württemberg gehörten Führungskonzeptionen, Kabinettausstellungen für die Schlösser Urach und Kirchheim, Fachvorträge sowie die Erstellung einer Dauerausstellung und eines Schlossführers für das staufische „Wäscherschloss“ in Wäschenbeuren zu ihren Tätigkeiten. An der Dienststelle des Landesdenkmalamtes in Karlsruhe begann sie 1998 mit der digitalen Übertragung von Denkmallisten in die Denkmaldatenbank (ADAB). Nach einer Familienpause mit zwei Töchtern kehrte sie in das Denkmaleingabeprojekt zurück und wurde nach dessen Abschluss freiberuflich für die Denkmalpflege tätig. In Zusammenarbeit mit der staatlichen Denkmalpflege erarbeitete sie eine Liste der Grabdenkmäler des Pforzheimer Hauptfriedhofs und schuf eine Neukonzeption



Dr. Isolde Dautel

und -präsentation historischer Grabmäler im dortigen Wandelgang. Für das Sanierungsgebiet Altstadt Knittlingen (Enzkreis) lieferte sie die denkmalfachliche Dokumentation und verfasste Info tafeln für das Klosterareal Frauenalb. Im Jahr des Reformationsjubiläums 2017 steuerte sie zahlreiche Texte zu den „95 Kulturdenkmälern der Reformation“ bei, die auf der Homepage des Landesamtes veröffentlicht wurden.

In ihr heutiges Tätigkeitsfeld konnte sich Frau Dautel bereits durch die wissenschaftliche Erschließung der ehrenamtlichen Erfassung von Klein denkmälern im Landkreis Calw einarbeiten. Für ihre Arbeit kommen ihr eine hohe Denkmalkenntnis und ein leidenschaftliches Interesse an der Landesgeschichte zugute. Auch im vermeintlich „kleinen Denkmal“, sagt sie, „treten große historische Zusammenhänge sinnlich und unmittelbar hervor“. Sie zu erkennen und zu ihrer Bewahrung beizutragen ist ihr Ziel.

Dr. Julia Goldhammer

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 84.1 – Archäologische Denkmalpflege,
Zentrale Dienste und Denkmalforschung
Dienstszitz Hemmenhofen
Fischersteig 9, 78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Tel. 07735/93 77 71 26
Julia.Goldhammer@rps.bwl.de

Im Januar 2018 trat Dr. Julia Goldhammer ihre Stelle als Referentin für Feuchtbodenarchäologie am Dienstszitz Hemmenhofen an. Die gebürtige Aschaffenerin studierte Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie, Geografie und Klassische Archäologie an den Universitäten Würzburg und Kiel und schloss 2008 ihr Studium mit der Magisterarbeit zum Thema „Untersuchungen zur Stra-

tigraphie, Fundverteilung und zum Fundspektrum der mittleren Ertebøllekultur in Ostholstein: Die Nachgrabungen in Grube-Rosenhof aus den Jahren 2001 und 2002“ ab.

Danach war sie von 2008 bis 2013 als Doktorandin im Projekt „Archäologische und paläoökologische Untersuchungen älterbronzezeitlicher Siedlungen in Norddeutschland“ tätig und verfasste neben Ausgrabungsarbeiten an bronzezeitlichen Siedlungsplätzen ihre Dissertation „Studien zu Steinartefakten der Bronzezeit – Siedlungsinventare aus Nord- und Südschleswig im Vergleich“. Zwischen 2013 und 2015 arbeitete Frau Goldhammer am Niedersächsischen Institut für historische Küstenforschung in Wilhelmshaven im Rahmen des Projekts „Besiedlungs- und Kulturgeschichte des Niedersächsischen Wattenmeerraumes“ an einer Inventarisierung der Fundstellen im niedersächsischen Wattenmeer sowie der Kartierung archäologischer Potenzialflächen. Daneben leitete die geprüfte Forschungstaucherin Prospektionen und Testgrabungen am heute überfluteten mesolithischen Siedlungsplatz Strande LA 163 in der Kieler Bucht und beantragte erfolgreich Mittel bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Von 2016 bis 2017 war Frau Goldhammer am Bohusläns Museum in Uddevalla in Schweden angestellt und arbeitete neben anderen Projekten die meiste Zeit auf der Rettungsgrabung der spätmittelalterlichen bis frühneuzeitlichen Stadt Nya Lödöse im heutigen Göteborg. Sie leitete dort eines der Grabungsteams und war verantwortlich für die Dokumentationssicherung und den stratigrafischen Bericht. Am Bodensee betreut Frau Goldhammer nun die Feuchtboden- und Unterwasserfundstellen Baden-Württembergs mit dem Schwerpunkt Bodensee und Oberschwaben und ist als Gebietsreferentin für die vor- und frühgeschichtlichen Bodendenkmale im Kreis Konstanz sowie im Bodenseekreis zuständig.



Dr. Julia Goldhammer

Abbildungsnachweis

U1, U2ol Thomas Ott, Mühlthal; S153 RPS-LAD; S154, S155u, S158o RPS-LAD, BH; S155o Aus: Oechelfauser, Die Kulturdenkmale des Herzogtums Baden/Heidelberg, Tübingen 1913; S156o, S157 RPS-LAD, Andreas Stiene; S156m, S156u RPS-LAD, Andreas Stiene, Überarbeitung Vorlage Lang Holzbau GmbH; S159o, S160ul, S161–164 RPS-LAD, Ulrike Roggenbuck-Azad; S159u Bihlmaier; S160o, S160ur Steim, Firma Junghans; S165o RPS-LAD, BH; S165u–166, 167ul, S168 Thomas Ott, Mühlthal; S167o Repro aus: Archigram 5: Metropolis, 1964; S167ur Universitätsbauamt Mannheim; S169o, S173o Wikipedia Commons; S169u, S170o, S172, S173u Simon Paulus; S170u Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd; S174, S177–178 Stefan King; S175–176 Götz Echtenacher; S180–183 Cornelia Stegmaier; S184–186, S188o Teresa Kolar; S187, S189 Foto: RPS-LAD, IGM, Entzerrung und Montage: Teresa Kolar; S188u Labor Drewello & Weißmann; S190 Roland Lenz, ABK Stuttgart; S191o, S192o, S193r, S194u, S195u, S196u RPS-LAD, FP; S191u LGL; S192u Hauptstaatsarchiv Stuttgart, H 107/14 Bd 6 Bl. 5 Bild 1; S193l, S195o, S196o RPS-LAD; S194o

RPS-LAD, Martin Hahn; S197 Architekturbüro Strebewerk; S198–199 Architekturbüro Weccard; S200, S201u–203, S204u–205 Lutz Dietrich Herbst; S201o Stadt Weingarten, Amt für Kultur und Tourismus; S204o Hauptstaatsarchiv Stuttgart N 34 Wg 52; S206 RPS-LAD, Inga Kretschmer; S207 RPS-LAD, YM; S208o Förderkreis Archäologie in Baden e.V.; S208u Université de Strasbourg; S209o ALM Konstanz, Manuela Schreiner; S209u Materialprüfungsanstalt Universität Stuttgart; S210ol FWTM/Schoenen; S210or FWTM / Schwerer; S210u Sturm-Ziegler; S211o Guido Kirsch; S211u RPS-LAD; S212 Anders Simonsen, Institutionen für Historiska studier, Universität Göteborg.

RPS-LAD = Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart; OB = Otto Braasch; KF = Karl Fisch; IGM = Iris Geiger-Messner; BH = Bernd Hausner; YM = Yvonne Mühleis; FP = Felix Pilz; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz; LGL = Landesamt für Geoinformation und Landentwicklung Baden-Württemberg.



- ① **Mauer**, Schlösschen „Sorgenfrei“, S. 154
- ② **Schramberg**, Terrassenbau der Firma Junghans, S. 159
- ③ **Mannheim**, Bibliotheks- und Hörsaalgebäude der Universität, S. 165
- ④ **Schwäbisch Gmünd**, Gebäude Imhofstraße 9 und sein jüdischer Kontext, S. 169; Baugeschichte, S. 174; Architekturoberfläche und Farbbefunde, S. 180
- ⑤ **Blaubeuren**, Wandmalereien von Wilhelm Geyer, S. 184
- ⑥ **Marbach am Neckar**, Evangelische Stadtkirche, S. 191
- ⑦ **Weingarten**, benediktinische Wasserbewirtschaftung, S. 200

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt zurück, rufen Sie uns an oder senden Sie uns eine E-Mail. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 102311

70019 Stuttgart

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen am Neckar
ISSN 0342-0027

3/2018 47. Jahrgang

Die Landesdenkmalpflege

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1958. **Bestellmöglichkeiten für die Zeitschrift s. unten im grauen Kasten.**

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:

nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de

Dienstszitz Freiburg

Sternwaldstraße 14
Günterstalstraße 67
79102 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Dienstszitz Karlsruhe

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Dienstszitz Tübingen

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Dienstszitz Hemmenhofen

Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Dienstszitz Konstanz

Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 23 49
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege viermal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Bestellung und Adressänderungen

- Tel. 07156 / 16591-335
- nachrichtenblatt@denkmalpflege-bw.de
- nebenstehende Postkarte
- www.denkmalpflege-bw.de

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.